

BOOKCAMP24

Die Texte für diese Anthologie entstanden 2024 im Rahmen der Schreibwerkstatt »Book Camp 2024« mit Schülerinnen und Schülern aus Rheinland-Pfalz. Das Schreibprojekt wurde geleitet von Annegret Held, Jens Schumacher und Ken Yamamoto.

© Texte 2025 by Franziska Brandt, Rebecca Budinger, Celina Joelle Daoud, Sophie Dick, Jasmin Dopatka, Merle Homp, Annika Kremer, Xenia Kuhn, Rosa Olbricht, Sarah Pantenburg, Wilhelm Rohwein, Hannah Schumacher, Leonie Steinbrecher und Eva Tomm

Kontakt: LiteraturBüro e.V. Mainz für Rheinland-Pfalz, Am 87er Denkmal, Zitadelle E, 55131 Mainz
www.literaturbuero-rlp.de

Das Projekt wurde gefördert aus Mitteln des Ministeriums für Kultur Rheinland-Pfalz.

Coverfoto von Barthelemy de Mazonod auf Unsplash

v 1.1

INHALTSVERZEICHNIS

„Nach all den Jahren“ von Franziska Brandt	3
„Nachtwelten“ von Rebecca Budinger	7
„Der Anruf“ von Celina Joelle Daoud	11
„Herbstanfang“ von Sophie Dick	16
„Die verworrenen Fäden des Schicksals“ von Jasmin Dopatka	18
„Gedichte“ von Merle Homp	26
„Eine Geschichte, die man eigentlich nicht hören möchte, die aber dennoch erzählt werden muss“ von Annika Kremer	30
„Heimweg“ von Xenia Kuhn	35
Rosa Olbricht	39
„Plötzlicher Regen“ von Sarah Pantenburg	44
„Vermächtnis“ von Wilhelm Rohwein	50
„Eiskalt“ von Hannah Schumacher	54
„Das Namenlose Kind“ von Leonie Steinbrecher	60
„Die Seele des Hundes“ von Eva Tomm	73

„Nach all den Jahren“ von Franziska Brandt

Dreimal klopft es. Ich schaue zur Tür, so spät abends? Nein, das kann nicht sein. Dennoch gehe ich zu Tür, so schlimm wird es schon nicht werden. Langsam öffne ich die Tür und schaue in tiefe, braune Augen. Sie starren mich an und ein Schauer läuft über meinen Rücken, dann schreie ich. Ich schreie und schreie aus vollem Hals, mir wird schwarz vor Augen, dann sacke ich zusammen.

Als ich meine Augen wieder öffne, hat sich diese Leere, die mich erfasste, wie eine Ewigkeit angefühlt. Erschrocken sehe ich mich um. Mein verwaschener Blick gleitet an meinen Schuhen und dem Türschild vorbei, dann sehe ich wieder diese braunen Augen. Doch diesmal sehe ich nicht weg, sondern starre zurück. Elend lange Sekunden verharren wir so, dann löse ich mich von den Augen und stehe auf. Ich merke, wie ich mich noch unsicher fühle und ich mich am Türrahmen festhalten muss. Als ich die Stimme höre, sehe ich sofort die Bilder vor meinen Augen, die ich nie wieder sehen wollte. Nächte lang haben sie mich verfolgt, Nächte lang lag ich wach ohne ein Auge zu zubekommen, erlebte die schlimmsten Momente meines Lebens wieder.

Ich will nicht nochmal hochschauen und einfach die Tür zuknallen, doch ich kann nicht anders. Diese markanten Gesichtszüge, die schwarzen Locken und die vollen Lippen kenne ich besser als mich selber, obwohl ich doch genau gleich aussehe. Die Person, die vor mir steht, ist niemand Geringeres als meine Zwillingschwester, doch eigentlich sollte das nicht möglich sein. Dennoch steht sie da und lächelt mich an. Mit zitternder Stimme, aber auch ein bisschen Neugier frage ich sie:

„Was machst du hier, du bist doch tot?“ Betreten schaut sie zu Boden. Als sie nicht antwortet, steigt Wut in mir auf. Warum antwortet sie denn nicht? Wütend starre ich sie an, dann platzt es aus mir heraus. Ich schreie voller Enttäuschung:

„Warum hast du mich im Stich gelassen, jahrelang dachte ich du wärst tot! Warum hast du mich nie angerufen oder Bescheid gesagt, dass du lebst? Wir haben uns Sorgen gemacht, nächtelang habe ich gehofft du kommst zurück! Warum hast du uns verlassen?!“

Dieser Satz kreist mir im Kopf herum. Seit Jahren habe ich nach einer Antwort gesucht und gehofft sie zu finden, aber dass sie vor mir stehen wird, habe ich nicht erwartet. Sie schaut mich an, dann fängt sie an zu weinen. Ich schaue verwirrt und weiß nicht so recht, was ich tun soll. Ich habe sie seit Jahren nicht gesehen und weiß gar nicht mehr, wer sie ist, also stehe ich einfach da und warte.

Wir stehen seit mittlerweile zehn Minuten im Flur und die Nachbarn haben mitbekommen, dass was nicht stimmt. Als die alte Dame unter mir nach oben schaut, schiebe ich schnell meine Schwester in meinen Wohnungsflur, es muss nicht jeder mitbekommen, was hier los ist. Ich stehe weiterhin verwirrt da und schaue sie an. Sie scheint sich langsam wieder zu beruhigen. Während sie da so steht, sehe ich nochmal zu ihr. Sie hat immer noch dieselbe Frisur, ihr Gesicht hat sich verändert, aber nicht ins Negative. Ich merke, wie sie zurück starrt, und ich muss unweigerlich anfangen zu lachen, so wie früher.

Einen kurzen Moment stehen wir so da, doch dann fällt mir ein, dass es nicht wie früher ist, sondern dass sie hier einfach aufgetaucht ist, obwohl wir dachten, sie wäre tot. Die Wut kommt zurück und ich gehe ein Schritt rückwärts, weg von ihr. Sie merkt das sofort und schaut zu Boden. Wir hatten schon immer diese Verbindung und spürten, wenn etwas nicht stimmte. Ich hatte immer gehofft, dass ich das wieder spüren werde, doch jetzt ist das anders. Ich habe mich verändert und sie auch, diese Verbindung ist anders. Während ich nachdenke, fängt sie an zu reden, aber ich höre nur halb zu, denn meine Gedanken kreisen nur um die Frage, wo sie gewesen ist.

Als ich meine Stimme wieder finde, frage ich sie ganz direkt:

„WO WARST DU?“ Sie schaut mich an und sagt:

„Ich musste raus hier, raus aus meinem Leben, weg von allem. Ich konnte so nicht mehr leben. Ich hatte Angst“. Plötzlich stoppt sie mitten im Satz. Ich frage:

„Wovor hattest du Angst?“ Sie hat mir nie davon erzählt. Sie hat immer gesagt, es sei alles gut, und jetzt sagt sie, sie hatte Angst und wollte so nicht mehr leben. Ich bin total verwirrt, dennoch fällt mir ihre Reisetasche auf, die hinter ihr steht. Die muss sie wohl mit reingenommen haben. Warum hat sie eine Reisetasche dabei, will sie hier übernachten? Sie sieht, dass mein Blick nach unten gleitet und an der Tasche hängen bleibt. Sie sagt mit warmer Stimme:

„Ich brauche einen Platz zum Schlafen.“ Verdutzt schaue ich sie an. Sie ist also nur her gekommen um hier zu schlafen, nicht um mich zu sehen. Wütend schnaube ich, dennoch sage ich: „Du kannst hier schlafen, aber nur wenn du mir erzählst, wo du warst.“ „Das kann ich nicht.“, erwiderte sie.

Früher hatten wir uns immer alles erzählt, jetzt scheint es wohl nicht mehr so zu sein. Ich greife nach ihrer Reisetasche und berühre ihre Hand, sie zuckt weg und schaut dann schnell in eine andere Richtung. Ich versuche das zu ignorieren, auch wenn es mich schon ein bisschen verletzt. Erst hat sie uns angelogen und jetzt ist nichts mehr wie es früher war, keine Berührungen und die Verbindung ist auch weg.

Schnell gehe ich durchs Wohnzimmer in mein Zimmer und lege ihre Tasche auf mein Bett. Sie schaut mich an:

„Soll ich hier etwa schlafen?“

Ich nicke nur und gehe zur Kommode, um mir eine Bettdecke und ein Kissen rauszuholen. Dann gehe ich wieder ins Wohnzimmer, wo ich die Couch ausziehe. Aus dem Augenwinkel sehe ich, wie sie mir zuschaut. Ich drehe mich zu ihr. Ich kann ihren Blick nicht ganz deuten, dennoch stehe ich auf und gehe zu ihr. Sie dreht sich weg, doch ich rufe ihr hinterher:

„Willst du mir nicht endlich erzählen was los ist?“. Sie dreht sich wieder zu mir. Ich sehe ihre müden Augen, wahrscheinlich hat sie einfach keine Kraft mehr. Ich gebe ihr ein Zeichen, dass wir uns auf die Couch setzen können. Lange schaue ich sie an, dann platzt es aus ihr heraus:

„Nach der Schule wusste ich nicht, wie mein Leben weiter gehen sollte. Ich hatte mir vorher Gedanken gemacht, aber irgendwie hat das alles nicht gepasst. Irgendwann bin ich mit einer Freundin auf eine Party gegangen, dort habe ich Aiden kennen gelernt. Wir haben uns gut verstanden und uns nach der Party auch getroffen und geschrieben. Irgendwann kamen wir zusammen. Doch es entwickelte sich alles in eine falsche Richtung. Immer mehr engte er mich ein, befahl mir, was ich tun sollte oder was ich tragen sollte.“

Eines Tages nahm er mich zu seinen Freunden mit. Im ersten Moment war alles in Ordnung, doch dann wurde die ganze Situation irgendwie bedrückend. Ich fragte ihn, wo die Toilette sei, und sah auf dem Weg dorthin in einem Nebenraum eine Kiste voller weißer Tüten. Ich traute mich nicht, näher hinzuschauen, also lief ich schneller weiter. Ich war mir aber sicher, dass es Drogen sein müssen. Ich ging zurück und ließ mir nichts anmerken. Kurze Zeit später ging Aiden kurz weg, und ich sagte ich muss los. Ich bin um mein Leben gerannt, doch wusste nicht, wohin ich sollte.

Schließlich wusstet ihr ja nichts von Aiden und so lange waren wir noch nicht zusammen gewesen. Ich lief zu meiner Freundin und übernachtete dort. Als Mum mich angerufen hatte, sagte ich ihr, dass ich am nächsten Morgen wiederkommen würde.“

Während sie erzählte, erinnerte ich mich gut daran, wie sie bei einer Freundin geschlafen hatte und ich nichts davon wusste. Ich war an dem Abend wütend auf sie, weil sie mir nicht Bescheid gesagt hatte, doch im Nachhinein kann ich es verstehen. Ich weiß nur noch, als sie am nächsten Morgen nach Hause kam, dass sie ein bisschen abwesend war, ich mir aber nichts dabei gedacht hatte.

Ich drehte mein Kopf zu ihr, als sie weitererzählte: „Einige Tage später rief die Polizei bei mir an. Sie sagte, sie hätten den Verdacht, dass Aiden Drogen schmuggelt. Sie

fahndeten nach ihm schon seit mehreren Monaten, doch sie könnten nicht die nötigen Beweise finden. Ich wusste erst gar nicht, was das soll, doch dann erinnerte ich mich wieder an die Kiste mit

den Drogen bei seinen Freunden. Ich fragte die Polizisten, was sie jetzt von mir wollen. Diese sagten, sie wollen mich als Kontakt, da ich im näheren Umfeld von Aiden war. Sie wollten, dass ich ihnen die nötigen Informationen gebe, die sie brauchten, um ihn zu überführen. Ich wusste, dass es das Richtige war, doch ich hatte auch große Angst vor ihm und allem was kommen würde. Dennoch willigte ich ein.

Wenige Stunden später saß ich in einem Raum bei der Polizei, und sie erklärten mir alles, was ich wissen musste. Außerdem gaben sie mir ein Handy, worüber ich sie erreichen konnte. Ich wollte gerade gehen, da sagte die eine Polizistin zu mir, dass ich meine Familien verlassen müsste, um euch nicht zu gefährden.“

Ich weiß was jetzt kommt, betreten schaue ich zu Boden. Ich erinnere mich noch genau, wie sie nach Hause gekommen ist und eine Tasche gepackt hat, um wieder bei einer Freundin zu übernachten. Ich hatte noch gesagt, dass ich sie liebe, dann ist sie aus der Tür gegangen ohne ein Wort zu sagen. Ich habe mir immer Vorwürfe gemacht, dass ich schuld sei, dass sie gegangen ist und dass ich sie hätte zurückhalten können. Ich habe diesen Abend nie vergessen und ihn verdrängt, sodass ich nicht an der Schuld, die ich spürte, kaputt gehe. Danach ist sie 10 Jahre nicht aufgetaucht. Sie sieht mich an, und ich kann an ihrem Blick sehen, dass sie weiß, woran ich denke.

Sie erzählt weiter:

„Als ich gegangen war, haben mich die Polizisten zu Aiden gebracht, wo ich von dort an lebte. Ich stand immer in Kontakt mit der Polizei und gab die Informationen weiter, die sie brauchten. Ich hatte so Angst erwischt zu werden, gleichzeitig aber wusste ich, ich werde niemals Ruhe vor ihm haben, wenn ich nicht die Informationen für die Polizei beschaffe. Alles lief gut für ein paar Jahre, bis Aiden vorgestern das Handy fand. Er konfrontierte mich, doch ich konnte gerade so fliehen. Ich bin aus dem Haus gerannt und habe nach einer Unterkunft gesucht. Dann fandest du mir ein, doch ich wusste nicht mehr, wo du wohnst. Für alle Fälle hatte ich eine Reisetasche in ein Bankschließfach gepackt, wo ich sie wieder rausholte. Ich erinnerte mich, dass du mir erzählt hattest, dass du vielleicht später die Wohnung von unseren Großeltern übernehmen wirst, also beschloss ich, es da zu probieren, und so stand ich wieder hier. Ich habe solche Angst, dass Aiden mich findet, und ich kann nicht zur Polizei, denn dann wären all die Jahre verstecken umsonst!“

Ich höre die ganze Zeit zu, da kommt mir eine Frage in den Kopf:

„Die Polizisten hatten uns gesagt du seist bei einem Autounfall gestorben, warum?“

„Ich hatte sie darum gebeten. Ich wollte nicht, dass ihr nach mir sucht.“ Ich konnte sie verstehen, dennoch wusste ich nicht, was jetzt werden soll. Ich sage:

„Vielleicht sollten wir jetzt schlafen und morgen überlegen was wir machen. Hast du schon was gegessen?“ Ich weiß, das ist das Unwichtigste jetzt in der Situation, aber was Besseres fällt mir nicht ein. Sie schüttelt nur den Kopf und gemeinsam gehen wir ins Bett. Ich entscheide mich, doch kurzfristig auch im Bett zu schlafen.

Wir sind gerade eingeschlafen, da werde ich von einem komischen Gefühl wach. Da klopft es. Ich gehe zur Tür, als ein groß gewachsener junger Mann vor der Tür steht. Er schaut mich mit freundlichen Augen an und steht einfach nur da. Als meine Schwester hinter mir in den Flur kommt, verändert sich sein Blick. Er wird dunkel, und Wut lodert in seine Augen. Ich weiß sofort, wer dort vor uns steht. Er geht auf uns zu. Auf einmal ist die Verbindung wieder da und wir wissen, wir werden jetzt nicht sterben. Er kommt immer weiter auf uns zu. Er flüstert:

„Du weißt, warum ich hier bin, was hast du den Bullen verraten?“

Er kommt näher und näher. Wir werden in die Enge getrieben und stehen mit dem Rücken zur Wand. Sie sieht zu mir und ich weiß sofort, was ich tun soll. Wir schauen uns an, bei unserem stummen Kommando drei, rennen wir auf ihn zu und schmeißen uns auf ihn. Wir versuchen, ihn mit aller Kraft zu Boden zu ringen. Doch er ist stärker. Er trifft mich am Hinterkopf und mir wird schwarz vor Augen. Ich falle rücklings auf den Boden. Für einen kurzen Moment steigt die Angst in mir auf, wir werden das nicht überleben, doch dann rapple ich mich auf und laufe zu meiner Schwester. Ich laufe von hinten auf ihn zu, gerade als er sie packte. Ich schlage mit meinem

Ellenbogen in seinen Rücken und er sackte bewusstlos zu Boden. Schnell greife ich ein Schal von der Garderobe und fessele ihn.

Dann blicke ich zu meiner Schwester, der ebenso wie mir der Schock ins Gesicht geschrieben steht. Ich renne zu meinem Handy und rufe die Polizei. Wir schauen uns an. Die Polizei wird gleich da sein, es ist alles gut. Ich schaue Alexandra an:

„Du bist eine Kämpferin und ich bin unendlich stolz auf dich. Ich habe dich lieb.“

Sie antwortet:

„Ich dich auch“. Wir wissen beide, nach all den Jahren sind wir immer noch Schwestern, und das wird niemand ändern.

„Nachtwelten“ von Rebecca Budinger

Verschlafen öffne ich die Augen. Es war dunkel, Grillen zirpten. Was mich geweckt hatte, konnte ich nicht genau sagen. Vielleicht ein nächtlicher Waldbewohner oder ein Regentropfen. Müde blinzelte ich gen Himmel. Nein, es regnete nicht. Über mir, zwischen den dichten Baumkronen, konnte ich den klaren Nachthimmel erkennen.

Ich gähnte und rieb mir die Augen. Ich lehnte zusammengekauert, in meinen warmen Wollponcho gehüllt, an Hades' gewaltigem Hals. Wie eine große Katze hatte der Wyvern sich um meinen zierlichen Körper gewickelt. Schützend, wie der Wächter eines mächtigen Schatzes. Aus seinen Nüstern stieg feiner Nebel in die kühle Nachtluft empor. Sein großer Brustkorb hob und senkte sich gleichmäßig. Die Flügel hatte er eng an den langen Körper gefaltet. Ein friedvoller Anblick.

Im Halbdunkeln konnte ich die Silhouetten unserer zwei Zelte erkennen, und wenn ich konzentriert lauschte, hörte ich auch Alyahs kratziges Schnarchen.

Mit der Absicht weiterzuschlafen zog ich mir den Poncho höher über die Schultern und vergrub meine Nase in dem großen Rollkragen. Er roch immer noch nach Conan. Warm und mütterlich. Wehmütig schloss ich die Augen, während mein Herz sich zusammenkrampfte. Es schmerzte, an sie zu denken.

Abrupt setzte ich mich wieder auf. Ich konnte nicht mehr schlafen. Hades zuckte neben mir merklich zusammen. Ich hielt inne und sah zu seinem großem Kopf hinauf. War er aufgewacht? Doch das war er nicht, seine Augen blieben geschlossen. Nur die Lieder zuckten kurz.

Vorsichtig stand ich auf. Ich wollte mir kurz die Beine vertreten, um auf andere Gedanken zu kommen. Er würde gar nicht bemerken, dass ich weg war.

Das taunasse Graß raschelte unter meinen Füßen, als ich mich von unserem Lager entfernte. Hier, wo auch am hellen Tage nicht viel Licht den moosigen Boden erreichte, hatte der Wald in der Dunkelheit der Nacht all sein Farben verloren. Die Bäume waren nicht mehr als undeutliche Schatten, grotesk gekrümmt und verkrüppelt, die dicken Äste und Wurzeln verdreht. Hohe Farne zitterten in der leichten Morgenbrise.

In dieser finsternen Umgebung fiel mir der verwirrt umherzuckende Lichtschein sofort auf. Es war ein einsames Irrlicht, das zwischen den Baumriesen umherflog, scheinbar verloren, ohne ein bestimmtes Ziel.

Neugierig reckte ich den Hals und näherte mich dem zierlichen Wesen. Ich wollte die Hand danach austrecken, doch es entglitt mir und schwirrte tiefer in den dichten Wald.

Kurz blieb ich stehen und zögerte, dem Feenwesen zu folgen, doch die Neugierde, zu erfahren, wohin der kleine Bote unterwegs war, war zu groß.

Meine Füße begannen, sich wie von selbst zu bewegen, als ich dem faustgroßen Lichtball hinterhereilte, tiefer und tiefer in das dunkle Grün.

Immer wieder hörte ich lautes Rascheln, wenn aufgescheuchte Tiere panisch durch das Unterholz flohen, fort von meinen lauten Schritten, zurück in die Geborgenheit der Nacht. Trotz meiner blinden Neugierde bewegte ich mich bedacht, lauschte auf verdächtige Geräusche, auf das Rauschen von nahen Gewässern, um etwa verführerischen Schattenfrauen aus dem Weg zu gehen.

Dann, ganz plötzlich, verschwand das Irrlicht. Nicht nach links, nicht nach rechts, nicht hinter einen Baum oder nach oben ins dichte Blattwerk. Es verschwand nach unten, einen Hang hinab.

Zögernd blieb ich stehen. Waren wir angekommen? Vielleicht lag dort unten ein Haus oder ein kleines Dorf. Unsicher setzte ich einen Fuß vor den anderen. Nervös kaute ich auf meiner Unterlippe. Dann warf ich einen Blick über den Abhang.

Meine Augen weiteten sich vor Erstaunen. Ein kleines Dorf, vielleicht dreißig kleine, steinerne Häuser, zerstört und niedergebrannt bis auf die Grundmauern. Junge Bäume und Kletterpflanzen

wucherten bereits auf den Überresten eingestürzter Dächer und Mauern. Schwarz verkohlte Holzbalken ragten aus Schutthaufen traurig in den nächtlichen Himmel.

Vorsichtig ließ ich mich auf der Kante des Abhangs nieder, die Beine in die Tiefe baumelnd. Kurz schätzte ich die Falltiefe ab – vielleicht drei Schritte in Richtung Boden, dann ließ ich mich fallen.

Mit einem Stöhnen rappelte ich mich auf und klopfte Erdkrumen von meinem Poncho. Ein leichtes Schauern rann meinen Rücken hinab, als ich meinen Blick über die dunklen Ruinen schweifen ließ. Die alten Mauern sahen aus wie verfaulte Zähne in einem menschlichen Gebiss.

Langsam und unsicher ging ich los. Wie eine Katze schlich ich im Schutz der Schatten von Haus zu Haus. Zuerst betrachtete ich sie mir nur von außen. Ihre Dächer mussten einst rundlich, wie der Panzer einer Schildkröte gewesen sein. Auch die steinernen Tür- und Fensterrahmen wiesen auf einen runden Baustil hin. Die brüchigen Mauern und gepflasterten Wege waren bedeckt von dichtem Gras und Pilzkolonien.

Als ich an einem Brunnen im Zentrum der kleinen Siedlung ankam, fand ich das kleine Irrlicht wieder. Es kreiste zuckend in der Luft, etwa zwei Armlängen über dem Erdboden.

Vorsichtig näherte ich mich und warf einen Blick in das Efeugebüsch, über dem das kleine Wesen tanzte. Ich musste die Augen zusammenkneifen, doch der Anblick, welcher sich mir dann bot, ließ mein Herz tiefer sacken. Unwillkürlich musste ich schlucken.

Am Boden, zur Hälfte von feuchtem Moos und Blattwerk verborgen, lag ein Skelett. Seine blanken Knochen blitzten im Dämmerlicht. Der knochige Körper war fast vollkommen in sich zusammengefallen, von Flechten überzogen.

Vorsichtig ließ ich mich auf die Knie nieder und sah ihm in die leeren Augenhöhlen. Irrlichter überbrachten üblicherweise gesprochene Nachrichten von Person zu Person. Dieses Irrlicht hatte niemanden mehr, dem es seine Nachricht überbringen konnte. Dieses Dorf musste bereits vor einiger Zeit sein Schicksal ereilt haben – vermutlich vor zehn Jahren, am Tag der großen Eroberung, als es Feuer und Bomben regnete. Wer dieser Elf wohl gewesen war, bevor er so plötzlich aus dem Leben gerissen wurde? Hatte er eine Familie gehabt? Hatte er leiden müssen in den letzten Augenblicken seines Daseins?

Unwillkürlich musste ich wieder an Conan denken und stand schnell wieder auf. Vielleicht konnte ich noch rasch einen Blick in eines der Häuser riskieren?

Von den ehemals stattlichen Wohnhäusern war kaum etwas übrig. Beim Betreten der einsturzgefährdeten Ruinen musste ich den Kopf einziehen und meine Schritte mit Bedacht wählen, um mich nicht in Gefahr zu bringen.

Zu meiner Verwunderung waren im Innern erstaunlich viele Dinge erhalten geblieben. Ich fand Glasscherben, kunstvoll bearbeitet, und eiserne Kessel zum Zubereiten von Mahlzeiten. Viele der Gegenstände, waren bereits von der Natur erobert worden. Eiserne Werkzeuge hatte der Rost zerfressen, gläserne Broschen waren geschliffen von Wind und Erde, steinerne Öfen bedeckt von feuchten Moospolstern.

Sogar ein Stofftier fand ich zwischen den Trümmern eines Hauses. Traurig blickte es mich aus gläsernen Augen an, und ich bekam augenblicklich einen Knoten im Hals.

So viele Elfen waren damals durch die mörderische Hand der Menschen um ihr Leben gekommen. Sie hatten ihre Dörfer in Brand gesteckt, Familien zerrissen und Leben zerstört, alles in einer einzigen, verhängnisvollen Nacht. Zwar war der Mann, der für all dieses Leid verantwortlich war, bereits tot, doch sein Mörder war sein Nachfolger geworden und heute brutaler und rücksichtsloser als sein Vorgänger.

Ich kannte jenen Mann. Ich hatte mein halbes Leben lang in ihm einen Vater gesehen, hatte sein wahres Gesicht nicht gekannt. Tausende von Menschen gehorchten ihm aufs Wort und töteten in seinem Auftrag. Auch ich wäre beinahe einer seiner willenlosen Gefolgsleute geworden.

Besorgt sah ich zum tintenschwarzen Firmament hinauf. Drei Monde hingen hell und rund zwischen den Sternen, wie wachsamen Augen.

Ein Windhauch strich durch meine kurzen Haare und leckte kalt meinen Nacken. Fröstelnd zog ich den Kopf zwischen die Schultern.

Behutsam legte ich den Stoffhasen zurück auf den Boden und wandte mich zum Gehen. Es war höchste Zeit, zu Hades zurückzukehren

Leise trat ich über die steinerne Türschwelle hinaus, als ich aus dem Augenwinkel plötzlich einen Schatten wahrnahm, der hinter eines der alten Gemäuer huschte. Mit einem Ruck drehte ich mich um und starrte wie gebannt in die Dunkelheit. Hatte ich mir die Bewegung nur eingebildet?

Mir wurde mulmig zumute, jedes noch so kleine Geräusch, jedes Knacken, jedes Pfeifen, wenn der Wind durch die brüchigen Mauern fuhr, ließ mich zusammenfahren. Was, wenn sich hier ein Wendigo herumtrieb? Kamen diese blutrünstigen Bestien überhaupt hier im Arath-Gebirge vor? Mein Hals schnürte sich zu. Verängstigt zuckte mein Blick von Ruine zu Ruine. Ich bildete mir ein, hinter jeder Ecke und jedem Baum Gestalten zu sehen.

Panisch lief ich los. Wo war ich hergekommen? Ich hatte mich verlaufen.

Ich war gerade in Begriff, in Panik auszubrechen, als ich plötzlich mitten im Rennen gegen etwas prallte. Erschrocken schnappte ich nach Luft und sah auf.

Vor mir stand Hades. Vorwurfsvoll blickte er mich aus seinen stechenden Augen an. Seine weißen Schuppen glänzten silbrig im kühlen Mondlicht.

„Hades“, keuchte ich erleichtert. Ein Stein fiel mir vom Herzen. Hades knurrte und hob den Kopf. Er schien von meinem nervösen Blick Notiz genommen zu haben, denn für einen Moment ließ er den Blick wachsam über das Ruinendorf schweifen. Kurz konnte ich sehen, wie seine gespaltene Zunge witternd im Mondlicht zuckte und seine Augen sich verengten, doch dann wandte er sich mir wieder zu und murrte genervt.

„Ich weiß, ich weiß.“ Einlenkend hob ich die Arme und drehte mein Gesicht weg. „Es war eine dumme Idee, nachts allein im Wald herumzulaufen. Aber ich bin kein kleines Kind auf das du ständig ein Auge behalten musst!“

Der Wyvern musterte mich skeptisch.

„Mir geht es gut“, schob ich hinterher. „Ich habe mich nur erschreckt. Jetzt lass uns zu den anderen zurückkehren.“

Gerade wollte ich mich an Hades' Hals hinaufziehen, als es plötzlich über mir laut knackte und etwas Großes aus dem Blattwerk über mir fiel.

Erschrocken fuhr ich zusammen und sprang mit einem unterdrückten Schrei zur Seite.

„Erschreckt?“

Ich hörte spöttisches Lachen neben mir.

„Was machst du so spät noch hier draußen?“

Diese blöde Frage kam von dem vorlauten Mann, der sich neben mir aus dem Gras erhob. In einer Hand hielt er Caspains Bogen, mit der anderen klopfte er sich Staub von den Klamotten. Seine Zähne blitzten im Kontrast zu seiner dunklen Haut und der Umgebung, als er mich von oben herab angrinste. „Kleine Kinder wie du sollten um diese Zeit längst im Bett sein.“

Gereizt biss ich mir auf die Lippe und ballte die Fäuste. Ich hasste es, wenn er auf meine Größe anspielte. Vom ersten Tag an, als ich mich der Gruppe angeschlossen hatte, hatte er mich nicht leiden können. Doch das beruhte auf Gegenseitigkeit. Von ihm würde ich mich nicht so schnell provozieren lassen.

„Schieb dir deine dummen Sprüche sonst wohin, Ajax“ erwiderte ich möglichst gleichgültig und schwang mich auf Hades' Rücken. Dieser bleckte die Zähne in Ajax Richtung und peitschte mit dem Schwanz gegen die brüchigen Mauern.

„Pass bloß auf, oder deine Bestie beißt mir noch den Kopf ab!“ Wieder lachte er.

Ich konnte Ajax' dummes Grinsen förmlich auf meinem Hinterkopf spüren, als Hades sich umwand und wir lautlos wie eine Schlange in die Dunkelheit davonglitten.

Ich war froh, als sich vor mir die warmen Lichter der Laternen aus der Dunkelheit lösten. Sie schaukelten leicht im Wind und warfen ihren zittrigen Schein auf die marineblauen Zeltwände. In den Zelten selbst herrschte Dunkelheit.

Kaum war ich von Hades' Rücken in das feuchte Gras gerutscht, machte er es sich schon wieder gemütlich. Wie eine Katze rollte er sich zusammen, schlang den langen Drachenschwanz eng um seinen Körper. Mit einem Murren forderte er mich auf, mich zu ihm zu legen.

Während ich es mir an Hades' breitem Brustkorb gemütlich machte, musste ich wieder an die Ruinen denken. Ich warf einen Blick in die Richtung, wo ich das Dorf vermutete.

War es gerecht, diesem Land tatenlos den Rücken zu kehren und zu ignorieren, was sich hier abspielt hatte? War es gerecht, sich ein neues Leben aufzubauen, fernab von all dem Unheil, wenn man selbst die Macht dazu hätte, all das wieder gutzumachen?

Nachdenklich legte ich den Kopf in den Nacken und sah zum schwarzen Nachthimmel empor. Wäre ich überhaupt in der Lage, als einzelne Person etwas zu bewirken, oder hatte ich nur Angst, mir selbst eine Verantwortung zuzuschreiben?

Mit einem Seufzer lehnte ich mich gegen Hades' warme Schuppen und schloss die Augen. Es wäre so einfach, die Augen auch vor der Wahrheit zu verschließen...

„Der Anruf“ von Celina Joelle Daoud

Es war spät am Nachmittag. Der Himmel färbte sich gelb, orange, als die Sonne drohte unterzugehen. Der Geruch des Regens, welcher mich an meine Kindheit erinnerte, stieg mir in die Nase und gab mir ein Gefühl von Geborgenheit.

Auf meinem Weg nach Hause viel mir der dunkle, trübe Friedhof auf, und ich blieb stehen.

Die letzten Sonnenstrahlen schmückten die Gräber und ließen den unheimlichen, kleinen Friedhof friedlich aussehen. Das Moos, welches die Gräber umhüllte, sorgte dafür, dass die Namen der Verstorbenen nicht mehr lesbar waren.

Mein Blick fiel auf eine Ecke des Friedhofs, die kein Sonnenlicht bekam und einsam, traurig und verlassen wirkte.

„Dort würde ich nicht gerne begraben werden“, dachte ich mir. „Wer da wohl irgendwann ruhen wird?“

Ich verlor keinen weiteren Gedanken mehr daran und ging weiter. Nach einiger Zeit stand ich vor der Eingangstür meiner Wohnung, welche aus Glas war und jedem erlaubte ins Treppenhaus zu schauen.

Bevor ich den kalten Schlüssel ins Schloss steckte, sah ich einen etwas jünger aussehenden Mann, welcher einen großen Umzugskarton hielt und die Treppe runterkam. Ich war erst kürzlich eingezogen und konnte nicht identifizieren, welcher meiner Nachbarn der fremde Mann war.

Beim Eintreten in das kühle, kahl aussehende Treppengebäude warf ich ihm ein kleines Lächeln zu, welches er erwiderte.

„Schönen guten Tag.“

„Guten Tag.“

Er verschwand in den Keller, und ich lief in den dritten Stock, wo mein kleines Apartment darauf wartet, endlich fertig eingerichtet zu werden. Beim Öffnen der Tür fielen mir sofort die Umzugskartons vor die Füße.

Ein lautes Geräusch ertönte beim Aufprall der Kartons und Messersets, Geschirr verteilte sich mit einem schrillen Laut auf dem Boden.

Ich erschrak so heftig, dass ich mir instinktiv ans Herz griff. Mit einem Seufzen schloss ich die hölzerne Wohnungstür und lief an den Tellern und Messern vorbei.

Würde ich noch dazu kommen, etwas aufzuräumen? Nein.

Würde es mir zum Verhängnis werden? Ja.

Es war der nächste Morgen, und ich erwachte vom schrillen Ton der Türklingel. Ich war verschlafen, meine braunen Haare standen in alle Richtungen, und ich trug immer noch mein gestern noch fein gebügeltes, weißes Hemd und meine schwarzen Marlene-Hosen. Meine Mascara war über die Nacht verschmiert, und es war nicht zu übersehen, dass ich gerade erst aufgestanden war.

Erneut klingelte es, und ich stand auf, um mit einem Knopfdruck die Eingangstür zu öffnen. Dann erst fiel mir auf, dass mein Boden mit Geschirr dekoriert war und ich aussah wie ein verschlafender Panda.

Im Treppenhaus hörte ich leise, langsame Schritte, die ich sofort meiner Oma zuordnen konnte, da sie wegen ihres Alters schon länger nicht mehr schnell gehen konnte.

Mit einem verschlafenden Lächeln begrüßte ich sie herzlich, da ich mich freute sie zu sehen, und kam ihr ein Stück entgegen.

„Guten Morgen, Nana!“

„Hallöchen, mein Liebling! Wie geht es dir?“

„Mir geht es gut. Ich bin nur müde.“

„Das sehe ich. Kaum lebst du alleine, gehst du spät ins Bett. Ach, ich vermisse dich so sehr bei uns. Das Haus ist so leer und still ohne dich. Dein Bruder kommt auch nicht mehr aus seinem Zimmer.“

Ihre zärtliche Stimme zauberte mir ein Lächeln ins Gesicht. „Ich vermisse euch auch! Komm doch bitte rein.“

Wieder hatte ich die Unordnung vergessen, die in der Wohnung herrschte, und ich verfluchte mich selber dafür, dass ich gestern nicht aufräumte.

„Oh je – hier sieht es aus!“, ertönte ihre liebevolle Stimme.

„Ja, tut mir leid. Ich kam noch nicht dazu, etwas Ordnung reinzubringen. Bitte nimm doch im Wohnzimmer Platz.“

Ich ging in die Küche und holte eine Flasche Wasser. Im Flur blieb ich kurz stehen und hob zwei Gläser vom Boden auf.

Meine Oma saß auf dem beigen Sofa, das auch mein Schlafplatz war. Folglich lagen dort noch mein Plüschkissen und meine Woldecke, außerdem mein kleiner Stoffteddybär, in welchem sich ein Kirschkernkissen befindet. Den hatte mir Nana vor langer Zeit genäht, weil ich in der Nacht immer Bauchschmerzen bekam.

„Hier Nana.“

Ich reichte ihr ein Glas Wasser, und sie stellte es auf meinen provisorischen Tisch ab, einem Umzugskarton.

„Danke dir. Wie ist das Alleinleben?“

„Anstrengend. Das darf man nicht auf die leichte Schulter nehmen, aber ich werde klarkommen. Ich muss mich nur daran gewöhnen“

„Oh, da fällt mir ein ...“ Sie kramte in ihrer alten Tasche rum, die ich schon seit Kindertagen kannte und die mich immer an die Tasche von Mary Poppins erinnerte, weil in ihr einfach alles Platz fand. „Ich habe dir Brownies gebacken, mit Vanillestückchen, wie du es magst.“

Sie hielt mir eine Tupperdose hin, und ich umarmte sie von der Seite. Ich roch ihr Parfüm, welches sie schon seit Jahren benutzt. Es hatte eine Zitrusnote und stieß einem direkt in die Nase.

„Danke schön. Ich esse sie später. Gerade habe ich nicht so viel Appetit.“

Wir sprachen noch etwas über meine Wohnsituation, und ich versicherte meiner Oma, dass ich mich zurechtfinden würde.

Sie entschuldigte sich kurz, um auf die Toilette zu gehen. Wie aufs Stichwort klingelte es an meiner Wohnungstür.

Mit einem Ruck stand ich auf, lief an dem Geschirr vorbei und blickte durch den Spion. Draußen stand der nette Nachbar von gestern.

Ich griff die kalte Türklinke und drückte sie vorsichtig runter. „Guten Tag, brauchen Sie etwas?“, fragte ich unsicher.

„Hallo, Sie können mich ruhig duzen.“ Er lächelt mich freundlich an, „Ich habe gestern einen lauten Knall gehört und hatte ein schlechtes Gewissen, dass ich nicht sofort nach dem Rechten sehen kam. Deshalb wollte ich nachsehen, ob es Ihnen gut geht.“

„Ja, danke. Mir geht es bestens. Das Knallen waren wahrscheinlich meine Umzugspakete, die mir gestern Abend runtergefallen sind. Du kannst mich auch gerne duzen“

Wir lachen beide. Es ist ein nervöses, befremdliches Lachen, das die unangenehme Stille überspielen sollte, welche er jetzt erneut brach: „Na dann hoffe ich, dass du dich beim Auspacken nicht verletzt.“

„Danke. Bist du auch kürzlich eingezogen?“

„Ja, ich wohne einen Stock weiter unten.“

Langsam verschwand die unangenehme Stimmung, und ich bat ihm aus Höflichkeit ein paar Brownies an. Er akzeptierte dankend, deshalb bat ich ihn kurz herein, um ihm einen Teller zurechtzumachen. Anschließend verabschiedeten wir uns, und ich ging zurück ins Wohnzimmer, wo ich auf meine Oma wartete.

Am Abend schaute ich mir seufzend das Chaos an, das in meiner kahlen Wohnung herrschte, und ich beschloss, endlich aufzuräumen. Strukturiert begann ich mit dem Badezimmer, wo ich neue Handtücher aufhängte und das Toilettenpapier verstaute.

Währenddessen hörte ich mir die Demo meines kleinen Bruders an. Er spielte leidenschaftlich Saxofon in seiner Band, und er war nicht schlecht. Zusammen mit meiner Oma und meiner Mutter lebte er in einem kleinen Haus, etwas weiter weg von mir. Mein Vater war verstorben. Er war anscheinend schwerkrank gewesen.

Die Zeit verging langsam, aber die Arbeit machte Spaß und es verschaffte mir ein gutes Gewissen zu wissen, dass meine Wohnung endlich ordentlich sein würde.

Draußen regnete es, und die entspannenden Laute der Wassertropfen halfen mir später am Abend einzuschlafen.

In den folgenden Tagen schaffte ich viel und packte alle Umzugskartons aus. Durch das Aufhängen von Familienbildern und das Dekorieren mit Pflanzen wirkte die Wohnung viel lebendiger. Auch Nick lernte ich in dieser Zeit besser kennen – mehr, als ich erwartet hatte.

Allein eine Sache störte mich: das ungute Gefühl, dass demnächst irgendetwas passieren würde ... Und genau so war es.

Ich bekam einen Anruf von meiner Mutter

„Hallo? Mama?“

Sie schluchzte und schniefte.

„Mama, weinst du? Was ist los?“

Sirenen ertönten im Hintergrund.

„Schatz ... Schatz, es ist was Schreckliches passiert. Dein Bruder ...“

Panik stieg in mir auf

„Mama was ist passiert? Was ist mit Mattheo? Und warum höre ich Sirenen? Ist die Polizei bei euch?“

Sofort sprang ich aus dem Bett und zog mir meinen Mantel über. „Ich komme sofort!“, rief ich ins Telefon und verließ die Wohnung.

Ich hatte kein Auto und wollte nicht zum Bahnhof gehen, denn ich wusste, ich würde nicht rechtzeitig ankommen. Deshalb tat ich das Beste, was mir einfiel, und lief zu meinem Nachbarn im zweiten Stock. Hysterisch klopfend stand ich vor seiner Tür.

Erleichterung überkam mich, als ich höre wie ein Schlüssel im Schloss gedreht wurde, dann erschien Nick Neumann in der Tür, mein Nachbar, in einem weichen Bademantel und einem karierten Pyjama.

„Guten Abend?“, fragte er etwas müde

„Nick, es tut mir so leid, dass ich dich so spät wecke, aber meine Mutter rief gerade panisch an und weinte, und im Hintergrund waren Polizeisirenen zu hören. Ich muss so schnell wie möglich zu ihnen – kannst du mich bitte fahren? Bitte ... ich muss wissen, was ...“

Er unterbrach mich. „Geh schon mal runter, ich bin sofort da!“

„Heute gedenken wir Mattheo Lukas Schlich. Sohn, geliebter Bruder und Freund der Gemeinde ...“

Wir standen auf dem Friedhof, und ich sah erneut die abgelegene Ecke, die kein Sonnenlicht bekam. Mattheo war in der Nacht des Anrufs gestorben.

Meine Mutter lag in meinen Armen und weinte laut, während Tränen leise meine Wangen runterkullerten. Meine Oma saß schluchzend mit ihren Taschentüchern neben uns. Die Stimme des Priesters hatte ich schon lange ausgeblendet.

Nach dem, was wir von der Polizei erfahren hatten, war er erstochen worden. Die Tatwaffe hatte man neben ihm gefunden. Man versuchte zu ermitteln, was im Laufe des Tages passiert war, doch die vorrangige Theorie war, dass es sich um Suizid handelte.

„Wie konnte das passieren?“, dachte ich. „Mattheo hätte sich niemals umgebracht. Er liebte sein Leben, seine Band, den Jazz-Club, wo er immer spielte. Er hätte das alles nie zurückgelassen. Nicht einfach so!“

Die Beerdigung endete, und nur noch Weinen und Schluchzen waren zu hören.

Eine Woche war vergangen, seitdem Mattheo gestorben war, und der Alltag hatte sich noch nicht wieder eingestellt. Ich verließ die Wohnung kaum noch. Nick war mein seelischer Beistand. Er brachte mir Essen und war einfach da.

Meist lag ich einfach nur auf dem Sofa, den Fernseher eingeschaltet. Doch ich schaute nicht in, sondern lag einfach da und weinte leise.

Erst Tage nach seinem Tod hatte ich realisiert, dass ich ihn nie wiedersehen würde.

Nie wieder würde ich ihn umarmen können.

Nie wieder würde ich ihn live spielen hören.

Nie wieder würden wir zusammen heimlich abends rausgehen, um zusammen Billard im Jazz-Club zu spielen.

Ein Klopfen riss mich aus meinen Gedanken. Bevor ich öffnen konnte, öffnete sich die Tür von selbst, und das Chaos begann.

Polizisten betraten die Wohnung. Im Treppenhaus hörte ich Nachbarn reden.

Die Beamten packten mich. „Was ist hier los?“, rief ich erschrocken.

„Sie sind verhaftet wegen Verdachts auf Mord an ihrem Bruder. Alles, was Sie sagen, kann vor Gericht gegen Sie verwendet werden.“

Eine Polizistin legte mir Handschellen an und brachte mich hinaus.

Das Getuschel der Nachbarn hallte in meinen Ohren wider, während ich die Treppe hinunterging. Im zweiten Stock stand Nick.

„Nick! Ich habe nichts getan“, versuchte ich ihm panisch zu erklären.

Er sprach nicht mit mir.

Ein Polizist ging zu ihm, während ich weitergezerrt wurde. „Vielen Dank für Ihren Anruf, Herr Neumann“, hörte ich ihn sagen.

Ich blickte überhaupt nicht mehr durch. Nick hatte die Polizei auf mich gehetzt?

Das konnte nicht sein ... oder doch?

Die kalten Handschellen um meine Handgelenke und die grell orangefarbene Gefangenenkluft an meinem Körper sind seither Teil meines Lebens.

Nick hatte mich bei der Polizei angeschwärzt, und kam zu einem Gerichtsprozess. Alle Beweise sprachen gegen mich. Die Waffe, mit welcher mein Bruder getötet wurde, war eines meiner Messer gewesen, und meine Fingerabdrücke waren darauf. Ich hatte kein Alibi, da mich an diesem Tag niemand gesehen hatte.

Nick sagte gegen mich aus. Er erzählte, dass er in den Tagen nach dem Tod meines Bruders bei gewesen sei und unter meinem Sofa ein Notizbuch gefunden hätte. Ich hatte dieses Buch noch nie gesehen und es auch nicht verfasst. Doch darin standen Methoden aufgelistet, wie ich meinen Bruder umbringen wollte und Gründe, weshalb er es verdient hätte. Die Gründe wurden vor Gericht nicht laut vorgelesen.

Ich plädierte auf unschuldig, wurde aber wegen vorsätzlichen Mordes an meinem Bruder zu fünf Jahren Haft verurteilt.

Meine Familie stand zu mir und wollte nicht glauben, dass ich etwas damit zu tun hatte.

Nun sitze ich vor einer Glasscheibe. Mir gegenüber sitzt Nana, die einen Telefonhörer in der Hand hält, um mit mir zu reden. Die klebrigen, schwarzen Dinger sind der einzige Weg, wie ich in den nächsten Jahren mit meiner Familie kommunizieren darf.

„Nana, ich bin so froh, dass du hier bist. Ich weiß nicht, ob ich es hier fünf Jahre lang aushalte!“

„Mein Kind, wir sind immer für dich da.“

„Ich verstehe es nicht ... vor allen Dingen Nick. Zwei Tage zuvor hatte ich noch mit ihm geschlafen, und dann schwärzt er mich bei der Polizei an!“

Nana schaut mich schockiert an. Dass ich etwas mit Nick hatte, ist eine neue Information für sie. Ich verüble ihr den Blick nicht.

„Was auch immer passiert ist zwischen euch, keiner von uns glaubt dem Gericht, dass du Mattheo umgebracht hast, nur weil er dich seit Kindertagen in allem geschlagen hat oder besser war als du, oder was auch immer in diesem dummen Notizbuch für Gründe standen“

Etwas verwirrte mich an der Aussage meiner Oma.

„Woher weißt du, was für Gründe in dem Notizbuch standen? Das Gericht hat sie gar nicht vorgelesen!“

Nana wird nervös und stottert. „I-Ich ...“

„Ich fasse es nicht!“ Mir wird jetzt alles klar. „Du hast Mattheo umgebracht! Du bist seine Mörderin!“

„JA! Ja, das habe ich. Aber es war ein Versehen. Er sollte nicht sterben! Deine Mutter sollte sterben!“

Verwirrung packt mich. „Warum? Und wie hast du ...“

Sie unterbricht mich. „Ich habe kürzlich etwas gefunden. Es war ein Brief von deiner Mutter an eine anonyme Person. In diesem Brief stand, dass sie meinen Sohn – deinen Vater – umgebracht hat. Daraufhin habe ich ihr einen Kuchen mit Arsen drin gebacken. Ein Stück davon hätte sie sofort umgebracht. Als ich den Kuchen abkühlen ließ, hat anscheinend Mattheo ein Stück gegessen. Ich fand ihn tot am Boden. Ich wusste, es darf nicht herauskommen, dass ich es war. Als ich dich besuchen kam, nahm ich eins der Messer mit, die dort auf dem Boden lagen, und stach damit auf deinen Bruder ein, damit die Polizei keine Autopsie vornahm und das Gift bemerkte. Deine Mutter bekam von alledem nichts mit, weil sie auf Dienstreise war. So hatte ich genügend Zeit, alles vorzubereiten. Ich bat Nick Neumann, ein Notizbuch bei dir zu verstecken und dich zu verraten – was er auch tat!“

Geschockt, mit Tränen in den Augen schaute ich sie an. „WIE KONNTEST DU NUR?“ Ich stehe auf und will sie anschreien, sie schlagen. Die Wut in mir explodiert, doch die Beamten an der Tür sehen, was ich vorhabe, und greifen sofort ein.

Meine Oma tut, als hätte sie Angst vor mir, und guckt besorgt.

„Zurück in deine Zelle!“ Ein Beamter packt mich und zerrt mich hinaus. Ich versuche mich zu wehren ... vergeblich.

Ich bin nicht mehr dieselbe seit meinem Gespräch mit meiner Oma.

Mir geht es nicht gut. Ich esse wenig und übergebe mich oft.

Eines Tages stelle ich mich, wieso ich mich so sonderbar fühle.

Ich bin schwanger.

„Herbstanfang“ von Sophie Dick

Herbst fängt an,
wenn braune Blätter unter meinen Füßen knistern,
alles irgendwie sehr orange ist
und ich so langsam wieder Jeans und Pulli tragen kann,
ohne endlos zu schwitzen.

Herbst fängt an,
wenn ich langsam die Vorfreude
auf meinen Geburtstag spüre,
alle eintrudeln,
mich nach meinen Geschenk-Wünschen fragen,
ich mich frage, wie „17 Jahre alt“ wohl so aussieht.

Herbst fängt an,
wenn ich langsam meinen Text auswendig lerne.
Ich bereite meine Kostüme vor,
wärme meine Stimme auf,
tanze bis ich umfalle,
nur um es auf der Bühne dann auswendig zu tun.

Herbst fängt an,
wenn meine Hände bluten.
Meine Gedanken quillen aus mir heraus,
hinterlassen rote Flecken,
die jeder sehen kann.
All die rauen, rissigen Gefühle,
das zwanghafte Schrubben kommen zum Vorschein,
und ich kann nichts dagegen tun.

Herbst fängt an,
wenn es weh tut, meine Finger zu knacken.
Es bilden sich kleine Risse,
tief in meine Haut hinein,
doch das Knacken hört nie auf,
das Schrubben hört nie auf.

Herbst fängt an,
wenn Leute fragen, ob ich „irgendwas mit der Haut hab“.
Darauf kann ich schlecht antworten:
„Ich kriege panische Angst,
wenn ich nur die kleinste Spur an Dreck
auf meiner Haut spüre,
selbst wenn da keiner ist!“
Also sage ich einfach:
„Joa...ist halt genetisch.“

Herbst fängt an,
wenn das Schrubben mehr brennt als vorher,

meine Hände auf einmal älter aussehen,
meine Gedanken kreisen, meine Lunge schrumpft,
meine Tränen die Wange herunterkullern.

Herbst fängt an,
wenn ich mich frage: „Bin ich innerlich wirklich so kaputt?“
Das fragt sie sich auch,
wenn sie sich selbst schlägt,
um die Gedanken weg zu scheuchen.
Und ich mich,
wenn ich Stunden im Bad verschwende,
nur um die inneren Teufel zu bezwingen.
Er sich auch,
wenn er keine scharfen Gegenstände anfassen kann,
aus Angst, er wird Entsetzliches tun.

Herbst fängt an,
wenn gesagt wird:
„Hör doch einfach damit auf,
so schwer ist es doch nicht.“
Sie schluckt Seife,
denn sie hat jemanden geküsst.
Ich kann manche Mitmenschen nicht anfassen,
denn ich traue ihnen nicht, sauber zu sein.
Er kann nicht mehr in die Schule gehen,
denn er will nicht infiziert werden
und sterben.

Herbst endet für keinen von uns.
Die Blätter fallen weiter,
Winter,
Frühling,
Sommer.
Und jede Wetterlage fühlt sich an wie Regen.

Was machst du, wenn dein **Herbst** einfach nicht enden will?

„Die verworrenen Fäden des Schicksals“ von Jasmin

Dopatka

Prolog

Margret

Schreie.

Laute, qualvolle Schreie erfüllen die gespenstisch schwarze Nacht. Tänzeln Feuerzungen werfen unheimliche Schatten; zusammen mit dem Knistern der Flammen ergibt all dies ein Theater des Schreckens. Doch ich bin ruhig, schaue perplex in die Flammen, die immer weiter mit einer quälenden Langsamkeit meine Glieder umschlingen. Und doch fühle ich keine Angst vor dem Tod, denn mein Herz ist von Trauer und Wehmut erfüllt.

Verzweifelt schweift mein Blick über die Menschenmenge und bleibt zuletzt an diesen tiefblauen Augen hängen. Jene, die mir irgendwie bekannt vorkommen und doch in mir ein unsicheres Gefühl wecken und jene, die nun hasserfüllt auflodern.

Ich versuche in den Augen Antworten zu finden, da kein Laut über meine Lippen kommen will. Doch dann peitscht mir eine Feuerzunge entgegen, ich verliere das Gesicht aus den Augen und eine Welle des Hasses überkommt mich.

Warum?

1452 - Einige Tage zuvor...

Margret

Regen plätschert auf die engen Gassen der Stadt. Hastig laufen vereinzelt ein paar wenige Menschen auf dem Bürgersteig, springen über übelriechende Pfützen aus Schmutz und Regenwasser oder versuchen sich unter die schützenden Dächer zu flüchten. Ein Bäcker holt seine Auslegeware in den Laden und hier und da verkriechen sich Ratten in den Abfluss.

Ich stehe, in eine warme Wolle eingewickelt und mit einer Tasse meines selbst zubereiteten Kräutertees, am Fenster unserer kleinen Wohnung und schaue über die Straßen unserer Stadt. Eine wohlige Wärme fährt durch mich und ich bin froh, dass ich nicht in diesem Wetter draußen sein muss. Hinter mir liegen in vielen wärmenden Laken eingebettet die Zwillinge meiner Schwester Elisabeth.

Sie atmen ruhig und gleichmäßig und doch sehe ich die Atemwolken, die ihre kleinen Köpfe umgeben. Paulus und Ava sind erst wenige Jahre alt und dürfen sich auf keinen Fall erkälten. Die Wände, die uns umgeben, spenden nicht wirklich Schutz vor der Eiskälte, da wir uns für diesen Herbst kein Kaminholz leisten konnten. Und der Winter naht...

Schließlich schweifen meine Gedanken zurück zu den heutigen Ereignissen in meiner Naturheilstätte:

Kaum hatte ich diese am Morgen geöffnet, schaute mich ein bittendes braunes Augenpaar an. Eine junge Frau mit einem kleinen Bündel im Arm erwiderte ängstlich meinen Blick.

„Wie kann ich Ihnen behilflich sein, Frau Hofmann?“, fragte ich unschlüssig. Irgendwas an dieser Situation gab mir ein mulmiges Gefühl. Mit zittrigen Armen reichte mir Frau Hofmann das Bündel und erwiderte: „Bitte, bitte behandeln sie mein Kind. In den vorherigen Tagen war ich schon bei allen Ärzten der Stadt, doch sie schlossen die Türe, wenn ich Ihnen meinen Jungen zeigte. Sie sind meine letzte Hoffnung!“

Ich zögerte kurz, doch meine Neugier siegte und so nahm ich das Bündel entgegen. Ich entfaltete die Tücher, in jene der Junge eingewickelt war, so dass ich sein Gesicht sehen konnte. Ein Schrei entfuhr meiner Kehle und ich war kurz in Versuchung, das Kind, oder eher gesagt das Ungetüm in meinen Händen, fallen zu lassen.

Sein Gesicht war über und über mit schwarzen Schwellungen überzogen, aus denen eine seltsame Flüssigkeit drang. Er atmete nur noch flach und war totenbleich. Mir stockte der Atem, da mir sofort klar wurde, womit ich es zu tun hatte: Dem schwarzen Tod.

Meine Urgroßmutter hatte die schlimmste Zeit dieser Krankheit selbst miterlebt, in der die Städte überfüllt mit Erkrankten und Toten waren, und mir davon erzählt: Damals haben alle Ärzte ihr Türen vor den Erkrankten verschlossen; Priester weigerten sich, ihnen die Sterbesakramente zu erteilen, und ein jeder mied den Kontakt mit ihnen, da manche Heilpraktiker meinten, dass der Tod sofort eintritt, wenn der Luftgeist, der aus den Augen des Kranken entweicht, den gesunden Menschen trifft, der in der Nähe steht und den Kranken ansieht. Damals hatte ich voller Angst meine Urgroßmutter gebeten, mir mit solchen Ammenmärchen keine Angst einzujagen, dachte aber nie, dass ihre Geschichten der Wahrheit entsprachen.

Zuversichtlich nahm ich das Bündel fester, zog meinen Schal über Nase und Mund und bat Frau Hofmann, einzutreten. Diese blickte mich zuerst vollkommen erstaunt an, doch schließlich betrat sie die Stube.

Ich legte das Kind vorsichtig auf den Behandlungstisch und ließ meinen Blick einmal über die Gasse schweifen, auf der reges Treiben herrschte, bevor ich die Türe schloss.

Frau Hofmann hatte sich zwischenzeitlich in den Sessel neben dem Tisch fallen lassen und nun sah sie noch erschöpfter, doch auch hoffnungsvoller aus. Wie lange sie wohl schon frustriert von Arzt zu Arzt durch die Stadt gelaufen sein musste, getrieben von der Angst, ihr Kind zu verlieren?

Schließlich wandte ich mich zu dem immer noch schlafenden Jungen und betete kurz, dass mein vorheriger Verdacht nur Unfug war. Und mit jeder verstrichenen Minute, in denen ich perplex das junge Kind ansah, schwand diese Hoffnung und schließlich wurde mir klar, dass die Lage für den Jungen, sowie für mich und für Frau Hofmann sehr ernst war.

Zitternd holte ich Luft und drehte mich wieder zu der Mutter des Jungen um. „Es tut mir sehr leid,“ begann ich. Augenblicklich verdüsterte sich Frau Hofmanns Miene und sie sah mich angsterfüllt an. Doch ich versuchte weiterzureden: „Ihr Kind hat wohl auf irgendeine Weise die Pest bekommen und es ist fast ausgeschlossen, dass es den heutigen Tag überlebt. Um ehrlich zu sein, kenne ich niemanden, der diese Krankheit je überlebt hat. Ich werde alles versuchen, was in meiner Macht steht, doch ich kann nicht garantieren, dass er...“, mit zittriger Stimme brach ich meinen Satz ab und versuchte tröstend und nicht zu hoffnungslos zu schauen, als ich ihr einen Krug Wasser anbot.

Sie nahm es dankend entgegen, doch verschüttete sie ein wenig auf dem Holzboden, weil sie am ganzen Leibe zitterte. Dann setzte sie sich schluchzend wieder auf den Stuhl, während ich meiner Arbeit nachging.

Zuerst versuchte ich es mit dem Aderlass und danach verbrannte ich einige Heilkräuter, so dass der Raum mit einem aromatischen Geruch erfüllt war. Zuletzt badete ich den Jungen in einem Kräuterbad, das ich normalerweise benutzte, wenn jemand eine schlimme Erkältung hatte.

Es war später Nachmittag geworden, als ich alle mir bekannten Techniken versucht hatte, in der Hoffnung dieses junge Leben zu retten. Frau Hofmann hatte mich stets mit Neugier gemustert und nun wandte ich mich wieder zu ihr: „Ich habe alles getan, was in meiner Macht steht, es scheint ihm auch etwas besser zu gehen, da er jetzt nicht mehr allzu blass ist und stetiger atmet. Doch ich würde sie bitten, die Nase und den Mund zu bedecken, wenn sie in seiner Nähe sind, es wäre tragisch, wenn sie auch diese Krankheit bekämen. Ich bete für ihn, dass er es überlebt“, fügte ich noch hinzu, als ich ihr das Kind in ihre Arme legte. Sie hatte sich unterdessen ihr Halstuch um das Gesicht gebunden, und dankte mir noch einmal überschwänglich.

Völlig erschöpft ließ ich mich in einen Sessel in unserem spärlich eingerichteten Wohnzimmer nieder und fiel in einen unruhigen Schlaf.

Ich schaue nachdenklich, wie die Regentropfen am Fenster abperlen, während tausende Fragen in meinem Kopf umherschwirren. Wieso ist die Pest zurückgekehrt, es gab doch schon lange niemanden mit dieser Krankheit? Und wie können wir uns davor schützen? Was ist, wenn es noch mehr Erkrankte dort draußen gibt? Ich bin heute schon an die Grenze meiner Kräfte gekommen und mir wird klar, dass ich Hilfe als Heilkundige brauche, da ich allein nicht in der Lage bin, das Geschäft aufrecht zu erhalten. So musste ich heute zahlreiche Kunden mit leichten Erkrankungen unter dem Vorwand wegschicken, dass ich einen schweren Fall behandeln müsse, was sich auf Dauer nicht gut für das Geschäft entpuppen würde.

Wenn doch nur meine Schwester Elisabeth noch hier wäre... Sie hätte auf all diese Fragen eine Antwort gehabt und mir die Kraft gegeben, wenn ich sie brauche. Der Gedanke an sie entfacht die Trauer, die ich nach ihrem Tod immer versucht habe, von mir zu schieben. Doch wenn ich an einem Abend wie diesem ihr Gesicht vor Augen habe, ihr Lächeln, ihre stetige Fröhlichkeit, dann muss ich meinen Gefühlen freien Lauf lassen.

Augenblicklich verwandelt sich die wohlige Wärme, die zuvor in mir herrschte, in Eiseskälte und noch kältere Tränen laufen meine Wangen hinunter. Eine so gute Seele wie sie hätte nicht sterben sollen, erst recht nicht bei der Geburt ihrer Kinder. Sie wäre so glücklich gewesen, die beiden aufzuziehen, ihre ersten Schritte und Worte mitzuerleben. Doch so war ich jene, die all das erlebt hatte. Oft denke ich, dass diese schönen Erinnerungen mir nicht zustehen und ich würde am liebsten immer aufschluchzen, wenn mich Paulus und Ava „Mutter“ nennen. Ich werde stets für die beiden da sein und mich um sie kümmern wie eine Mutter, auch wenn ich nie eine solch fröhliche und voller Lebendigkeit sprühende Frau wie sie für die beiden sein werde. Denn ich muss stark sein. Für Elisabeth.

Und so wische ich die Tränen aus meinem Gesicht, wende mich von den dunklen Straßen unserer Stadt ab und krieche lautlos in das Bett, dass ich mir mit Paulus und Ava teile. Ich staune kurz, wie groß die Zwillinge schon geworden sind. Bald würde jeder der Beiden ein eigenes Zimmer benötigen, bald würden sie neue Freundschaften schließen und schon bald werden sie lernen, auf eine so fröhliche und unbekümmerte Art zu leben wie ihre verstorbene Mutter.

Ich streiche Ava nachdenklich eine Haarsträhne aus dem Gesicht und stelle fest, dass sie und ich in vielen Dingen Gemeinsamkeiten haben. Ihre rotbraune Haarfarbe gleicht der meinen, auch wenn sie nicht ganz so feurig rot ist. Auch im Schlaf strahlt sie eine Ruhe aus, die jedoch etwas verträumter wirkt als jene melancholische Ruhe, die ich an den Tag lege.

Schließlich sehe ich ein, dass auch ich eine Erholung von dem heutigen Tag brauche, schließe die Augen und falle in einen ruhigen Schlaf. Morgen ist auch noch ein Tag und ich war fest entschlossen, dass er um einiges besser wird.

Beatrix

Ich hatte mir geschworen, nie mehr einen Fuß in diese trostlose Stadt zu setzen. Hatte geschworen, die Vergangenheit und die, die sich meine Familie nannten, hinter mir zu lassen. Und doch stehe ich nun in den mir bekannten Gassen von Mainz und lasse meinen Blick über die Stände und Läden schweifen, atme genüsslich die morgendliche kühle Luft ein, die wie immer nach frisch gebackenem Brot riecht. Nichts hatte sich während den vielen Jahren verändert und ich versuche, den Gedanken abzuschütteln, dass ich nach Hause gekommen bin. Versuche nicht die wenigen schönen Erinnerungen meiner Kindheit in diesen Gassen aufzurufen, sondern mir einzureden, dass dies nicht mein Zuhause ist und es auch nie mehr sein würde.

Schnellen Schrittes biege ich in eine weite Straße ein und steuere zielstrebig auf eines der vielen Gasthäuser zu. Der Holzkoffer mit wenigen meiner Habseligkeiten in meiner Hand fühlt sich mit jedem Schritt schwerer an und meine Lederstiefel knarzen auf dem unebenen Kopfsteinpflaster.

Schweren Herzens betrete ich das Gasthaus und frage nach einem Zimmer. Ich würde keinen Tag länger in dieser Stadt bleiben als nötig, also musste ich sie schnellstmöglich finden und ihr

danken für die Zeit in meiner Kindheit, in der ich mich trotz allem ein wenig wie zuhause gefühlt hatte. Vielleicht könnte ich sie sogar überreden, mit mir zu kommen und ein neues Leben zu beginnen. Allein dieser Gedanke zaubert ein Lächeln auf mein Gesicht und freudig nehme ich den Schlüssel für meine Nachtunterkunft entgegen.

Wenig später habe ich meine wenigen Kleidungsstücke verstaut, mir einen wärmenden Wollschal um den Hals gewickelt und begeben mich wieder auf die weiten Straßen der Stadt; diesmal fest entschlossen, sie zu finden. Ich laufe am Rhein entlang, bis ich endlich in jenem Viertel der Stadt angelangt bin, in dem ich ein Großteil meiner Kindheit verbracht hatte. Hohe Fachwerkhäuser ragen in den Himmel hinauf und ich fühle mich in ihrem Schatten sehr klein. Schließlich werden die engen Gassen weiter und ich stehe auf einem großen Platz. Ein fein verschnörkelter Brunnen steht in der Mitte und weiße Steinschwäne speien Wasser in die Luft. Das Plätschern hat eine beruhigende Wirkung auf mich und schließlich setze ich mich auf eine Bank. Augenblicklich fühle ich mich; als wäre ich wieder in die Vergangenheit eingetaucht:

Ich sitze am Rande des Brunnens, eine warme Brise weht durch mein dunkelblondes Haar und ich halte meine einzige Puppe aus Porzellan fest umschlungen. Plötzlich erweckt ein kleines graues Katzenjunges meine Aufmerksamkeit und ich springe auf, um es zu streicheln. Doch es faucht mich nur an und versetzt mir einen Hieb mit seinen Krallen. Sofort schreie ich auf, renne schluchzend wieder auf meinen Platz am Brunnen und tauche meine Hand in das kühlende Wasser. Wenig später kommt meine Spielgefährtin aus ihrem Haus gerannt und steuert auf mich zu. Sie müsste meinen Schrei gehört und sich um mich gesorgt haben. Im Rennen weht ihr rotbraunes Haar durch die Luft und fällt in anmutigen Wellen auf ihre Schultern. Ihre blauen Augen sind voller Sorge auf mich gerichtet und wenig später steht sie keuchend vor mir: „Bea, was ist passiert? Geht es dir gut?“, fragt sie besorgt.

„Elisa, mich hat dieses süße Kätzchen in die Hand gekratzt“, erwidere ich. „Aber keine Sorge, es ist nicht sehr schlimm.“ Insgeheim schäme ich mich, so schwach zu sein, da ich ja zwei Jahre älter bin als sie.

Beruhigt wenden wir uns unseren Spielen zu und so vergeht auch dieser Tag, fast wie jeder andere. Doch etwas fühlt sich nicht richtig an, Elisa sieht nicht so aus, als wären ihre Gedanken bei mir. Doch ich habe nicht den Mut sie zu fragen, warum sie so aufgewühlt ist.

Es war spät geworden und schließlich sage ich wie immer: „Ich muss nach Hause. Mutter hat bestimmt schon Essen gemacht.“ Stumm nickt Elisa, doch als ich meine Mutter erwähne, sehe ich ein seltsames Flackern in ihren Augen. Dann nimmt sie mich kurz zur Seite und flüstert mir mit ernster Miene ins Ohr: „Ich muss dir morgen etwas Wichtiges sagen, doch das kann ich nur, wenn du mir versprichst, dass du nie, niemals jemandem davon erzählst. Wirklich niemandem.“

Verwirrt mustere ich sie und versuche, aus ihren Augen abzulesen, warum sie wie aus dem Nichts so ernst geworden ist. Doch schließlich siegt meine Neugier und ich verspreche es ihr.

Dann umarmt sie mich fester und länger als je zuvor und ich frage mich, was sie so bekümmert. Ich löse mich zuerst aus ihrer Umarmung und verabschiede mich noch einmal, bevor ich mich ohne ein weiteres Wort auf dem Weg nach Hause mache.

Natürlich weiß ich noch ganz genau, was sie mir am nächsten Tag gesagt hatte. Es hatte mein Leben augenblicklich auf eine seltsam gute, jedoch auch grausame Art verändert. Sie hatte mir mit fröhlicher Stimme gesagt, dass wir beide Halbgeschwister sind und sie es nur herausfand, weil sie heimlich das Tagebuch ihres Vaters gelesen hatte. Sie war sehr erfreut, dass sie endlich eine Schwester habe, auf die sie die ganzen Jahre gewartet hatte. Der Gedanke, dass wir so etwas sein konnten wie echte Geschwister, hatte mein Herz höherschlagen lassen, doch dann wurde mir das ganze grausame Ausmaß dieser Wahrheit schlagartig klar.

Unser Vater hielt meine Existenz geheim und ich würde nie ein solches Leben führen können wie Elisa, in einem solch prächtigen Haus leben wie sie und ich würde für immer Angst haben, dass meine Mutter und ich nicht über die Runden kommen würden. Diese scheußliche Wahrheit hatte mich geprägt und meine unbeschwerte Kindheit vollkommen beendet. Ein Jahr später ging

ich in das Kloster einer Kleinstadt, da meine Mutter sehr krank war und dies für das Beste hielt. Insgeheim war ich aber froh, da ich die Stadt der schlechten Erinnerungen schon im frühen Alter von 12 Jahren verlassen konnte und vielleicht sogar sorgloser leben würde.

Nach einigen Jahren fort von Mainz und nach dem Tod meiner Mutter, hatte ich schweren Herzens geschworen, nie mehr einen Fuß in diese Stadt zu setzen. Doch schon bald holte mich mein schlechtes Gewissen ein, da ich mich nicht von meiner Halbschwester verabschiedet hatte, die mich immer gut behandelt hatte. Wie traurig sie ohne mich in dieser trostlosen Stadt sein würde. Deshalb habe ich den beschwerlichen Weg hierher noch ein letztes Mal auf mich genommen und ein großer Teil von mir freut sich schon so sehr darauf, sie nach all diesen Jahren endlich wiederzusehen.

Und so erhebe ich mich von der Holzbank, schaue noch einmal seufzend über den Platz und biege in die nächste Straße ein. Ich brauche nicht zu überlegen, wo ihr Haus ist, denn meine Beine tragen mich wie von alleine dorthin, als wäre nur dies ihre Aufgabe. Kaum habe ich mich versehen, schon stehe ich vor der prächtigen, massiven Eichenholztür und klopfe mit dem schweren, fein verzierten Ring, auf dem mich ein goldener Löwenkopf mit ernstem Blick mustert, dreimal kräftig an. Dann warte ich mit klopfendem Herzen und mit jeder verstreichenden Sekunde kriecht eine Eiskälte meinen Rücken hinab. Was, wenn sie mich nach den vielen Jahren nicht mehr sehen will? Vielleicht ist sie sogar wütend auf mich. Doch diesen Gedanken will ich nicht weiter verfolgen, weshalb ich noch einmal klopfte. Doch niemand regt sich in dem Haus und eine bedrückende Stille liegt auf den Dächern der Stadt. Ich versuche es immer und immer wieder, doch vergebens. Meine Hände werden allmählich taub und rot von der Kälte und ich werde mit jedem Klopfen verzweifelter und verzweifelter. Eine kalte Angst fährt durch meine Glieder, lässt meine Hände zittern und ich weiß genau, dass dies nicht von dem Winterwetter kommt.

Schließlich sehe ich ein, dass ich sie nicht hier finden werde und ich merke, wie meine Kräfte langsam, aber bestimmt schwinden. Morgen würde ich mit der Suche fortfahren, doch jetzt brauche ich erst einmal etwas Zeit für mich. Sofort wird mir klar, wohin ich gehen muss. Schnell pflücke ich auf den Feldern einige Blumen und gehe zum Friedhof, auf dem die letzte Ruhestätte meiner Mutter liegt. Ich laufe zögerlich auf dem Schotterweg und schaue über die Gräber, auf denen ein unheimlicher Nebel liegt. Vereinzelt flackern Grablichter und versuchen gegen die Dunkelheit anzukämpfen. Dann weht ein starker Wind über den Friedhof, löscht auch die widerstandsfähigsten Kerzen und reißt einige Strähnen meines Haars aus dem Zopf.

Ich laufe mit schnellen Schritten weiter und komme endlich an das Grab meiner Mutter. In einen grauen Stein ist mit schwer lesbarer Schrift der Name Ingrid Wagner eingemeißelt. Ich streiche mit dem Handrücken über den Stein, um das verwelkte Laub zu entfernen, lege die Blumen auf den Boden und bete mit einem Kloß im Hals. Niemand hatte sich die ganzen Jahre um das Grab gekümmert und ich muss daran denken, wie einsam meine Mutter die letzten Jahre ihres Lebens gewesen sein musste. Augenblicklich laufen Tränen mein Gesicht herunter und ein mir sehr bekanntes Gefühl macht sich in mir breit: Die lodernden Flammen des Hasses. Das Grab war das erste und letzte, was mein Vater je für meine Mutter bezahlt hatte.

Doch diesen Gedanken vergrabe ich ganz tief in mir, da die Kirche mich gelehrt hat, keinen Hass gegen andere zu hegen. Und so wische ich mir das Gesicht mit einem Taschentuch sauber und zünde eine Kerze für meine Mutter an. Auf das, dass sie für immer leuchten und der Dunkelheit trotzen werde!

Ich wollte gehen, als mein Blick an einem besonders großen, prächtigen Grab hängen bleibt. Es muss sich um ein Familiengrab handeln. Mit goldenen Lettern steht geschrieben: Hier ruhen Irene, Egon und Elisabeth Schneider. Elisabeth Schneider... Elisa! Ich lese die Inschrift einmal, dann noch einmal. Ich fühle mich, als wäre alles Blut in meinen Adern gefroren; ich will schreien, doch nur ein ersticktes Krächzen kommt über meine Lippen und alles scheint sich zu drehen: die Bäume, der Weg, der Himmel. Es dreht sich so schnell, dass sich alle Farben vor meinen Augen zu einem dunklen Schwarz vermischen und ich nicht mehr weiß, wo oben und unten ist. Dann

geben meine zitterigen Knie nach und ich falle rückwärts, der Länge nach hin. Ein dumpfer Schmerz in meinem Kopf betäubt meine Trauer und ich fühle nichts mehr; außer eine dunkle, kalte Leere.

Ich weiß nicht, wie lange ich dort auf dem Schotterweg zwischen dem Grab meiner Mutter und dem von der Familie Schneider lag, doch es mussten einige Stunden sein. Als ich wieder zur Besinnung komme, steht die Sonne schon tief am Himmel und eine abendliche Kälte liegt in der Luft. Ich schaue noch einmal zwischen den Gräbern hin und her und ich stutze, als ich das Todesdatum von Elisabeth sehe: 28.08.1448, das war vor ungefähr vier Jahren! Warum hatte mich niemand darüber informiert, ein Brief hätte gereicht? Dann wäre ich augenblicklich zu ihr gereist und hätte bei der Beerdigung dabei sein können. So viele Jahre haben mich Vorwürfe und Reue geplagt und mir schlaflose Nächte beschert. Dabei war Elisabeth schon gestorben und ihr Vater, mein Vater hatte mich nicht zu ihrer Beerdigung eingeladen. Nein, ich kann es mir nicht vorstellen, dass sie im frühen Alter von 28 Jahren von uns gegangen sein sollte. Das konnte nicht sein!

Wie in Trance laufe ich, ohne die Gräber noch eines letzten Blickes zu würdigen und ohne einen Plan hinaus in die Weiten der Stadt. Ich nehme die Läden, Straßen und Menschen nicht wahr. Einige dunkelgraue Wolken türmen sich langsam auf und ersticken das letzte Licht der Sonne. Ein starker Wind weht durch die Straßen und weckt mich aus meiner Trance. Ich muss so schnell wie möglich einen Unterstand finden, da es gleich einen Sturm geben wird. Ich laufe schneller und sehe die Kirchtürme in der Ferne in die Luft ragen. Plötzlich spüre ich ein mulmiges Gefühl im Bauch und meine tiefblauen Augen bleiben an einer Naturheilstätte hängen, aus der gerade eine Frau mit einem Jungen tritt. Ich erstarre beim Anblick des Jungen, der anscheinend die Pest bekommen hatte. Mit Teufelsanhängern will ich nichts zu tun haben und so halte ich meine Silberkette, an der ein Kreuz baumelt, fest umklammert und laufe schneller zur Kirche, um vor dem Regen und dem Teufel zu fliehen.

Nach einem Gebet in der Kirche überkommt mich neue Kraft und ich wende mich an den Priester, der gerade die große goldene Bibel zusammenklappen und womöglich nach Hause gehen will: „Seid begrüßt, Herr Priester!“. „Was beliebt Ihnen, werde Ordensschwester?“, fragt dieser daraufhin.

„Könnten sie mir preisgeben, was mit Egon, Irene und der werten Frau Elisabeth geschah?“, frage ich ohne Umschweife.

„Sicher doch, aber zunächst hätte ich eine Frage an Sie, wenn es Ihnen keine Umstände bereitet?“

„Natürlich nicht, Herr Pfarrer“, erwidere ich. „Ich habe gesehen, wie Sie aus der Richtung der Naturheilstätte kamen“, begann er. Ich nicke zustimmend. „Haben Sie auf dem Weg etwas

Verdächtiges gesehen?“, fragt der Pfarrer. Er mustert mich mit einem ernsten Blick und so erzähle ich ihm alles über die Frau, die aus der Stätte kam. Seine Miene verfinstert sich augenblicklich und er erklärt mir: „Die Kirchengemeinde hatte schon seit langer Zeit den Verdacht, dass diese rothaarige Naturheilkundlerin teuflische Absichten hat und vielleicht eine von vielen Hexen ist, die hier in Mainz ihr Unwesen treiben. Wir haben schon vielen Hexen ihr Handwerk gelegt, aber bei Ihr fehlte uns noch ein handfester Beweis, um sie festzunehmen. Habet Dank für diese Hilfe!“

Ein wohliges Gefühl macht sich im mir breit und ich denke, dass ich etwas Gutes getan habe. „Und was Egon, Irene und diese Elisabeth Schneider angeht, so fühle ich mich äußerst betrübt, Ihnen sagen zu müssen, dass sie vor einigen Jahren verstorben sind. Doch viel weiß ich von dieser Familie nicht“, fügt er hinzu. Natürlich wusste er, dass die Naturheilkundlerin Elisabeths Schwester ist, aber er fühlt sich nicht verpflichtet, es ihr zu sagen, da er denkt, dass Beatrix in keiner engen Verbindung zu der Familie steht und weil sie nur nach den drei gefragt hatte.

Nein, nein das kann nicht sein! Das wohlige Gefühl verwandelt sich wieder in diese eiskalte Leere und ich will nur hinaus aus dieser Stadt, hinaus aus diesem Albtraum. Ich will gerade auf dem Absatz kehrt machen und zu meinem Gasthaus gehen, als mich der Pfarrer zurückhält. „Ist

alles in Ordnung mit Ihnen, mein Kind?“, fragt er besorgt. Ich nicke stumm und antworte: „Ich würde gerne mein Gasthaus aufsuchen, da mich der Verlust dieser Familie sehr bekümmert.“

„Aber sie bleiben noch eine Weile in der Stadt, oder? Es würde uns freuen, wenn sie uns am morgigen Tag beim Prozess gegen diese Hexe beiwohnen würden, Ordensschwester“, erwidert er. Da ich schnellstmöglich nur zum Gasthaus und den heutigen Tag vergessen will, stimme ich zu und verabschiede mich.

Kaum habe ich die Kirche hinter mir gelassen, renne ich los. Der kalte Wind weht durch mein Haar, meine Tränen vermischen sich mit dem Regen und laufen an meinem Gesicht herunter. Ich sehe Elisabeths Gesicht vor den Augen, wie sie fröhlich lächelt und mich ermutigt. Doch ich weiß, dass ich sie nie mehr sehen würde, aber ein Teil von ihr wird mich nie verlassen, niemals.

Und so renne ich weiter in die dunkle Nacht hinein.

Epilog

Einige Wochen danach...

Beatrix

Ich hatte mir geschworen, nicht einen Tag länger als nötig in dieser trostlosen Stadt zu bleiben. Doch ich brauchte einige Zeit, um den Verlust meiner einzigen Schwester und Familie zu verarbeiten. Meine Träume waren in den letzten Wochen nur bei Elisabeth und ich wache stets mit ihrem Gesicht vor den Augen auf, was mir neue Kraft gibt.

Nun stehe ich in Elisabeths Zimmer in dem prächtigen Haus ihrer Familie. Der Pfarrer hatte mir nach dem Prozess der Hexe Margret den Schlüssel für das Haus gegeben, da ich ihm erklärte, dass ich Elisabeths beste Freundin in Kindeszeiten gewesen war. Ich lasse meinen Blick nachdenklich über die Regale mit den vielen Büchern, ihrem Bett und ihrem Schreibtisch schweifen. In diesem Zimmer hatte sie ihr ganzes Leben verbracht und ich fühle mich, als wäre sie sehr nah bei mir. Es scheint noch gestern, als wir in diesem Zimmer saßen und unbeschwert gespielt und gelacht hatten. Doch die dicke Staubschicht, die auf dem ganzen Zimmer liegt, bringt mich zurück auf den Boden der Tatsachen.

Plötzlich erweckt ein Bündel meine Aufmerksamkeit, das in ein Tuch geschlungen ist und mit einem Knoten verschnürt. Ich öffne ihn und finde beschriebene Birkenblätter mit Jahreszahlen von 1429 bis 1448. Sofort weiß ich, dass es sich um die Niederschriften von Elisabeth handeln muss und ich versuche meine Neugier im Zaum zu halten. Man liest keine Schriften von anderen, erst recht nicht von Toten, oder etwa nicht? Und so wollte ich mich gerade von dem Regal abwenden, als meine Neugier siegt und ich das oberste Blatt vom Stapel nehme. Im Nachhinein wäre es vielleicht besser gewesen, das Papierbündel an Ort und Stelle zu lassen und dieser Stadt für immer den Rücken zu kehren. Aber ich beginne die Seite zu lesen, auf dem 1448 steht. Es war das Jahr, in dem Elisabeth starb.

Ich blättere durch sämtliche Birkenblätter und staune, was sie darin schreibt. Sie war schwanger, mit Zwillingen! Davon wusste ich nichts! Sie schreibt auch, wie gern sie mich besuchen und mir alles berichten würde, wenn sie dürfte. Doch ihr Vater, mein Vater ließ das leider nicht zu und so wurde sie genauso wie ich von Vorwürfen geplagt. Ach meine liebe Elisabeth, wie gerne wäre ich bei dir gewesen, in den ganzen Jahren! Auf einmal kommen mir meine kindischen Probleme so dämlich vor.

Noch viele Stunden sitze ich auf ihrem Bett, lese in den Blättern und frage mich, ob die Zwillinge leben, oder mit Elisabeth gestorben sind. Dann ziehe ich planlos ein weiteres Papier aus dem Stapel, auf dem 1432 steht. In diesem Jahr war ich 14 Jahre alt, seit zwei Jahren schon fort von zu Hause und Elisabeth war 12 Jahre alt. Sie schrieb, daß sie anfangs sehr wütend auf mich war, da ich sie zurückgelassen hatte, doch dass sie mir nicht böse sein konnte, da ich ihre Schwester bin und ich bestimmt einen Grund dafür hätte.

Ich schlage die nächste Seite auf, auf der 15.09.1432 steht. Dort schrieb sie: Heute hat Mutter endlich nach so langem Warten ihr Kind, meine Schwester bekommen. Die Kleine sieht so hübsch aus mit ihrem feuerroten Haar, ihren grünen Augen und den roten Wangen. Ich durfte sie heute sogar in den Armen herumtragen. Wie schade, dass Beatrix nicht hier ist, sie wäre bestimmt genauso entzückt über die kleine Margret gewesen, wie ich.

Ich starre perplex auf den Namen Margret und auf die Beschreibung meiner Halbschwester. Ich habe eine Halbschwester! Doch dann überkommt mich eine mulmige Vorahnung und alle Bruchstücke der letzten Wochen ergeben plötzlich Sinn. Mir wird übel und ein Schauer läuft meinen Rücken hinunter.

Was habe ich getan?

„Gedichte“ von Merle Homp

Gedankenbilderfantasien

Wenn du die Augen schließt,
– siehst du wie die Farbe fließt?
Wie Wege in Schlieren
sich verlieren
und bunte Hände
verwischen all die Wände.

Wenn die Lider niederfallen,
– siehst du wie Welten widerhallen?
Wie von Bäumen
pflücken wir in unsren Träumen,
Hoffnungen und Freiheit,
Licht und Farben.

Gesichtsbildersagen.
Siehst du nun,
wie wir der Wirklichkeit entfliehen?
Durch so viele
Gedankenbilderfantasien.

Meine lila Welt

Ich will kein Rosa mögen.

Ja, Blumen find ich toll
Und zeichnen tu ich auch,
aber das ist doch nicht alles, was ich brauch!
Ich kann genauso gut Schweres tragen,
selbstbewusst und laut meine Meinung sagen.
Ich kann mich auch in Kämpfe wagen
Und mit Cleverness siegen
ohne meine Muskeln zu wiegen.

Es macht mich wütend zu wissen,
nie die gleichen Chancen zu haben,
die Gene nur den Jungen gaben.
Ich will nicht anders bewertet werden.
Minderwertigkeit liegt weit unter meinem Niveau
Und ich bin sicher,
ich sehe das nicht als Einzige so.
Natürlich sind es auch irgendwo Fakten,
aber wie kann es denn sein,
dass wir immer nur betonen,
was der Junge von nebenan alles besser kann!

Bin ich nicht auch mal dran?
Denn stellt euch vor,
es gibt auch Dinge,
in denen ich besser bin.
Warum sollten Muskeln mehr wert sein,
als mein Feingefühl, meine Malerein
und Empathie?
So etwas zeigt Finn nämlich nie.

Wieso muss ich lange Haare haben
Und sie am besten auch noch offen tragen?
Weil Andere mir das so sagen?!
Ich will die rosa Schleife nicht.
Ich färb meine blonden Haare blau.
Und, ob ihrs nun glaubt, oder nicht,
ich kann mich selbst beschützen.
Ich brauche den starken Typen nicht.
Ich weiß schon,
wohin ich treten muss...
Wer sagt denn,
dass ich nicht schneller bin?
Ich bin nicht schwächer als Finn,
wenn ich wirklich will,
kriege ich alles hin.

Ich verstehe nicht den Sinn,
von Kaufhausabteilungen,
geteilt in Damen und Herren.
Das alles ist doch völlig überflüssig.
Ich jedenfalls
Bin dem überdrüssig.
Wenn ich mag, trag ich ein blaues Hemd.
Mir doch egal, wer was dazu sagt.
Und womöglich mag Finn meinen Rock.
Auf die Rüschen hab ich eh keinen Bock.

Nun ist es aber so,
dass ich Rosa nun mal mag
und hier sitze
und mich ärgere,
weil ich kein Rosa mögen will,
weil Rosa mögen bedeutet,
mädchenha] zu sein
und dieses Klischee lässt mich schrein.

Ich hasse es, darüber nachzudenken,
dass Geschlechter uns einschränken,
uns in rosa oder blaue Richtung lenken.
Meine Welt ist lila,
diese Version mag ich deutlich lieber.

Weltenvorhang

Stelle man sich vor,
unsere Welt wäre bloß eine Illusion.
Millionen Spiegel.
Die Realität verschlossen
hinter einem Riegel,
verborgen wie der Inhalt eines Briefs
hinter einem ungebrochenen Siegel.

Eigentlich wissen wir gar nicht,
was wir sehen.
Alles könnte ganz anders ausgehen.

Wenn wir die Augen schließen,
wird alles schwarz.
Heben wir die Lider,
färbt sich orange das Harz.
Das Wasser wird blau.
Der Stein wird grau.

Aber was würde wohl entstehen,
könnte man auch hinter diesen Vorhang sehen?

Du bist mir wichtig

Weißt du,
ich hätte dir geschrieben.
Hundert Mal. Jeden Tag.
Obwohl du nichts mehr zu mir sagst.
Ich hätte dich angerufen,
hätte auf dich gewartet,
auf den Schulstufen.
Ich wollte dir schreiben,
weiter Smalltalk betreiben.
Denn egal, was du denkst,
so vieles in der Welt ist nichtig,
aber du, du bist mir wichtig.

Ich habe nicht gelogen,
dich sicher nie betrogen.
Meine einzige Lüge war,
als ich in Wut schrieb,
dass du mir gleichgültig seiest.
Und nun will ich, dass du weißt:
Es war mir nie egal, wo du gerade warst
und was du gerade tatst.
Mir ist nicht egal,
wer gerade bei dir ist
und, dass du nicht bei mir bist.
Ich will, dass es dir gut geht,

weil Glücklichein dir so gut steht.
Du hast eine Leere in mir zurückgelassen.
Nur, dass ich nicht versuche,
dich, wie du mich, dafür zu hassen.

Ich wollte mich bei dir melden.
Hundert Mal. Jeden Tag.
Der einzige Grund,
warum ich es nicht tat, bist du.
So sehr ich es auch will.
Es macht keinen Unterschied.
Und so kommt es,
dass ich hier sitze, zusehe,
wie immer mehr Worte auf Papier fließen
und Schmerzen durch mein Herz schießen.
Und wenn ich dann denke,
wie es sich für dich wohl anfühlen mag,
führt es nur dazu,
dass ich die Leere gar nicht mehr ertrag.

Ich kann einfach nicht vergessen,
wie wir haben zusammen gesessen,
wie du mit mir lachst
und wie glücklich du mich machst.
Wie du mich früher angesehen hast.

„Eine Geschichte, die man eigentlich nicht hören möchte, die aber dennoch erzählt werden muss“ von

Annika Kremer

„Na komm schon, Rick!“, rufe ich. „Wir gehen spazieren!“

Bellen ertönt aus dem oberen Geschoss unseres Hauses und schon höre ich, wie Rick hechelnd die Treppe herabspringt. Sein rotbraunes Fell wogt auf und ab, als er am Treppenabsatz ankommt und freudig um mich herumtollt.

„Beruhig dich, Kumpell!“ Ich beuge mich zu ihm hinab, streiche beruhigend durch sein Fell und lege ihm schließlich das Band an. Kaum ist er angeleint, zieht er mich aufgereggt zur Türe.

Eilig schlüpfe ich noch in meinen Mantel und öffne dann die Haustüre. Ein eisiger Wind weht uns entgegen, ich bibbere. Heute werden wir nur eine kurze Runde laufen, sonst würden Ricks Pfoten wahrscheinlich am Boden festfrieren.

Wir spazieren die Straße hinab. Das bunte Laub knirscht unter meinen Füßen und ich muss aufpassen, nicht in eine Pfütze zu treten. Rick zieht mich an der Leine voran und ich muss mit meinem ganzen Körpergewicht dagegenhalten, damit er mir nicht entkommt. Kaum jemand ist zu solch später Stunde noch auf der Straße. Die Sonne wird bald untergehen. Wenn wir rechtzeitig zurück sein wollen, müssen wir den Weg über den Friedhof nehmen.

Gut gelaunt schnüffelt Rick an jeder Ecke und jedem Pfosten, hebt ab und zu das Bein und lässt einmal ein müffelndes Geschenk für mich am Straßenrand zurück.

Schließlich erreichen wir den Friedhof. Die Pforte quietscht, als ich sie öffne, sie ist nass und kalt vom Regen. Rick wedelt mit dem Schwanz und wälzt sich im Laub.

Hohe Tannen und Eichen zieren den schmalen Weg, der zwischen den Gräbern entlangführt und sich in der Ferne, hinter einer Kapelle verliert. Ich mag Friedhöfe. Vielen Menschen machen sie Angst, doch ich finde sie eigentlich sehr friedlich. Meist sind sie völlig verlassen und man kann in der Stille seinen Gedanken nachgehen.

Auch Rick scheint den Friedhof toll zu finden, er schnuppert an Gräbern und beobachtet interessiert einen Vogel, der allerdings zwitschernd davon flattert, als er uns erblickt.

Eine kühle Brise streicht durch meine Haare und aus meinem Mund kommen beim Atmen kleine Wölkchen.

„Komm, Rick. Es ist besser, wenn wir uns beeilen. Sonst verpassen wir noch das Abendessen.“, sage ich zu Rick. Heute kocht Mama Kürbissuppe. Sowas lässt man sich auf keinen Fall entgehen.

Wir haben beinahe die Hälfte des Weges zurückgelegt, da bellt Rick plötzlich und zieht mich auf einen kleinen Pfad, der in einen abgelegeneren Teil des Friedhofs führt.

„Nein, Rick, wir müssen doch nachhause!“, widerspreche ich und versuche, ihn in die entgegengesetzte Richtung zu führen.

Rick bleibt stehen und sieht mich vielsagend an. Dann strebt er weiter in seine Richtung. Mit allen Kräften versuche ich, ihn zurückzuhalten, doch er ist zu stark. Kurz veranstalten wir das wohl seltsamste Tauziehen in der Geschichte, doch ich verliere und stolpere ihm hilflos hinterher.

Der Pfad führt uns in ein kleines Wäldchen, wo nur noch vereinzelte Gräber liegen und kaum noch das Licht der Abenddämmerung zwischen dem Geäst hindurch scheint. Nur noch vereinzelte Sonnenstrahlen brechen durch die dicke Schicht aus Ästen und gelben Blättern, die vermutlich bald zu Boden fallen werden.

„Wo willst du denn hin?“, frage ich Rick, doch dieser beachtet mich gar nicht. Er zieht mich nur immer tiefer in den Wald des Friedhofs hinein.

Schließlich erreichen wir ein Grab, es scheint noch sehr neu, denn anstatt eines anständigen Grabsteines, ist es nur mit einem provisorischen Holzkreuz ausgestattet, das wohl noch ersetzt werden wird. Hier kommt Rick zum Stehen.

„Warum sind wir hier, Rick?“, frage ich. Rick betrachtet suchend das Grab und schnüffelt an der Erde, die es bedeckt. Kaum Unkraut wächst dort, ein weiteres Indiz dafür, dass die Beerdigung noch nicht lange zurückliegt.

Anton Green, lese ich. So hieß der Junge, der hier begraben liegt. Er wurde 22 Jahre alt. Vier Jahre älter als ich. Warum man wohl so früh stirbt? Es kann viele Gründe haben und doch ist es erschreckend, wenn Menschen schon so jung sterben. Vielleicht war er krank? Oder ein Unfall? Wohlmöglich hatte er sein Leben sogar selbst beendet?

Rick schnüffelt weiterhin interessiert, nun steht er schon mit einer Pfote auf dem Grab. „Komm da runter, Rick!“, ich versuche ihn hinunter zu ziehen. Er widersetzt sich mir gnadenlos.

Irgendwann gebe ich schließlich auf und beobachte Rick, wie er fröhlich über das gesamte Grab spaziert und in der Erde Pfoten Abdrücke hinterlässt. An einer Stelle hält er inne und kratzt mit einer Pfote über die Erde. Ich verdrehe die Augen. „Bist du bald fertig?“ Im Stillen ärgere ich mich, dass meine Eltern sich unbedingt für einen solch großen Hund entscheiden mussten. Wäre Rick ein Chihuahua, könnte ich ihn mir einfach schnappen, und ihn nachhause tragen.

Nun beginnt Rick mit beiden Pfoten zu graben.

„Nein, Rick, was machst du denn?“ Ich ziehe erneut an der Leine, doch jeder Widerstand ist zwecklos. Was hat er nur vor? Will er den Toten etwa ausgraben?

Ich habe schon eine grauenhafte Vision von Rick vor meinem inneren Auge, wie er auf dem Grab sitzt, den Schädel von Anton Green zwischen seinen Zähnen, doch da kratzen Ricks Krallen plötzlich über etwas Metallenes.

„Was hast du denn da gefunden?“, frage ich ihn und beuge mich über den silbern glänzenden Gegenstand, der dort in der Erde schimmert.

Es kann unmöglich der Sarg sein, der würde schließlich viel tiefer liegen. Was also hat Rick da gefunden?

Rick stupst den Gegenstand mit der Nase an und richtet seinen Blick dann auffordernd auf mich.

Zuerst zögere ich, doch dann beschließe ich, dass es nun sowieso schon nichts mehr ändert. Rick hat schon das gesamte Grab verunstaltet, also macht es vermutlich keinen Unterschied mehr, wenn ich nachsehe, auf was er gestoßen ist. Neugierig beuge ich mich vor und schiebe die Erde zu Seite. Sie bleibt an meinen Händen kleben und ist furchtbar feucht.

Zum Vorschein kommt ein Kästchen. Ich kann es kaum glauben und nehme es vorsichtig in meine Hände. Ein kleines, silbernes Kästchen, mit silbernen Schnörkeln geziert.

Ich sehe Rick fragend an, der sich nun neben mir niederlässt und sich beruhigt zu haben scheint. Seine braunen Augen heften sich erwartungsvoll auf mich und scheinen mich aufzufordern, das Kästchen zu öffnen.

Ich seufze. „Danach vergrabe ich es aber wieder.“

Ich streiche vorsichtig einen Rest Erde von der Schatulle und hebe ihren Deckel an. Die Scharniere quietschen leise.

Zum Vorschein kommen mehrere Seiten von weißem Papier, die fein säuberlich zusammengefoldet aufeinander liegen.

Meine Finger zittern, ob vor Kälte oder weil ich gerade einen Toten in seiner Ruhe störe, das weiß ich nicht. Schließlich falte ich das Papier auseinander. Es ist dicht beschrieben, in ordentlicher Schreibrift und blauer Tinte.

Rick sieht mich fragend an. „Das darf ich nicht lesen, Rick!“, protestiere ich. Es wäre absolut falsch. Um was auch immer es sich bei diesen Worten handelt, sie gehen mich absolut nichts an.

Andererseits... Wäre es so schlimm, die ersten Zeilen zu lesen? Es würde Anton Green bestimmt nicht stören, das hoffe ich zumindest.

„Ok, du hast gewonnen.“, sage ich schließlich zu Rick. „Aber nur einen Satz.“

Ich richte meine Augen auf die zierlich aneinandergereihten Worte.

Lieber Anton,

Mir stockt der Atem. Es ist ein Brief. Nun komme ich mir wirklich schrecklich vor. Ich kann doch nicht die Briefe eines Toten lesen. Ist das überhaupt legal? Nur einen Satz, denke ich wieder. Danach vergrabe ich das Kästchen samt des Briefes wieder. Also lese ich.

Lieber Anton,

ich habe dich getötet und es tut mir leid.

Es ist, als ob die Welt für einen Moment stillsteht. Kein Wind weht, kein Vogel zwitschert und kein Laub knistert. Alles ist totenstill. Mein Herz rast und meine Augen wandern erneut über diese erste Zeile des Briefes, um sicherzustellen, ob ich mich nicht verlesen habe. Doch es steht dort, genau so, blaue Schrift auf weißem Papier.

Ich sehe zu Rick. „Es ist ein Geständnis.“

Rick erwidert meinen Blick stumm.

Was soll ich jetzt tun? Ich kann den Brief nicht einfach wieder vergraben, oder? Da draußen läuft ein Mörder frei herum und ich halte gerade vermutlich den einzigen Beweis dafür in den Händen. Ich muss weiterlesen. Und den Brief dann zur Polizei bringen.

Lieber Anton,

Ich habe dich getötet und es tut mir leid. Ich wünschte, es hätte eine andere Lösung gegeben, aber wir wissen beide genau, dass Rosie sich nie gewehrt hätte. Ich kann aber nicht zu Grabe gehen, ohne dir alles erzählt zu haben, ohne mich erklärt zu haben und ohne alles wenigstens einmal gestanden zu haben. Doch ich möchte damit beginnen, dir zu sagen, dass es mir unendlich leidtut.

„Das klingt nicht nach einem gewöhnlichen Mord.“, stelle ich fest. Rick wedelt zustimmend mit dem Schwanz. Aber wer ist Rosie und was hat dieser Tod mit ihr zu tun?

Ich sehe zum Himmel. Die Sonne ist schon hinter dem Horizont versunken und bald wird es stockdunkel sein. Aber es gibt nur einen Weg, um die Antworten auf meine Fragen zu finden: Ich muss weiterlesen.

Wenn du mich vor ein paar Tagen gefragt hättest, ob ich dich wieder töten würde, dann hätte ich wahrscheinlich ja gesagt. Nun aber, bin ich mir da nicht mehr so sicher, denn ich habe alles nur noch schlimmer gemacht. Weißt du, es ist beinahe komisch. Vor ein paar Monaten hätte ich noch darüber gelacht, wenn mir jemand erzählt hätte, dass ich eines Tages meinen großen Bruder vergiften werde.

Ich schnappe nach Luft, mein Herz setzt für ein paar Sekunden aus. Seinen Bruder? Die Erkenntnis trifft mich hart. Anton Green wurde von seinem Bruder vergiftet.

Alles begann damit, dass du dieses Mädchen mit nachhause gebracht hast. Sie war so unglaublich schön. Kurz darauf erfuhr ich, dass sie Rosie hieß. Jeden Tag dachte ich, dass du so viel Glück hattest. Du hattest dieses unbeschreiblich schöne, lustige und intelligente Mädchen an deiner Seite, das immer für dich da war, das dich so sehr liebte. Schnell wurde mir allerdings klar, dass du ihr nicht die Wertschätzung entgegenbrachtest, die sie verdiente. Blaue Flecke tauchten an ihrem Körper auf, sie wurde still und dieses wunderschöne Lachen mit den Grübchen, tauchte nur noch sehr selten auf. Binnen weniger Wochen wurde sie zu einem völlig anderen Menschen.

Wieder muss ich von dem Blatt aufsehen. Rosie war Anton Greens Freundin. Und er hatte sie misshandelt. Plötzlich will ich mich so weit von diesem Grab entfernen, wie nur möglich. Mir wird schlecht. Der Junge, der hier begraben liegt, hat seine Freundin geschlagen. Ich streiche über Ricks Fell und er wärmt meine, von der Kälte steifen Finger. Plötzlich bin ich mir nicht sicher, ob ich den Rest von Anton Greens Geschichte überhaupt erfahren möchte. Aber ich muss. Nun stecke ich schon zu tief drin, um den Brief einfach wieder zu vergraben und so zu tun, als wäre ich nie hier gewesen. Also richte ich meinen Blick wieder auf die Worte.

Weißt du, Anton, zuerst habe ich ihre Veränderung nicht mit dir in Verbindung gebracht. Ich dachte, Rosie würde einfach eine schlechte Zeit durchmachen und du stündest ihr zur Seite. Aber bald schon musste ich feststellen, dass du es warst, der ihr mit jeder Sekunde das Leuchten in

ihren Augen nahm. Du hast auch noch schlimmere Dinge mit ihr getan, habe ich nicht Recht? Es dauerte eine Weile, bis ich begriff. Vor meinen Augen hattest du das schönste Mädchen der Welt in ein Wrack verwandelt.

Ich werde es nicht leugnen, vielleicht war ich von Zeit zu Zeit eifersüchtig auf dich. Du hattest alles, was man sich nur wünschen konnte. Warum also, hast du es zunichtemachen müssen? Weißt du, was Rosie sagte, als ich sie darauf ansprach? Sie stritt es erst ab, dann aber entgegnete sie, du wollest nur das Beste für sie. Ich glaubte ihr nicht. Ich sah wie immer mehr Lebenslust aus ihr schwand. Und sie beschwerte sich nie. Nicht mit Worten zumindest. Ihre Augen hingegen schienen zu schreien. Die Zeit verging und ich flehte sie an, etwas zu unternehmen. Ich bot ihr sogar an, mit ihr zur Polizei zu gehen und meinen eigenen Bruder anzuzeigen. Sie wollte nicht. Sie sagte nur, du tätest all das aus Liebe.

Ich zittere am ganzen Körper. Jedes der Worte trifft mich wie ein Messer in der Brust. Was hat Rick hier nur ausgegraben? Ich glaube, mich in den nächsten Sekunden übergeben zu müssen.

Das ging wochenlang so. Du hast einfach nicht aufgehört. Also habe ich die Sache selbst in die Hand genommen. Ich habe dich getötet und es tut mir leid. Wirklich, das tut es. Aber ich dachte, es wäre der einzige Weg, um Rosie zu retten. Und wie sich herausstellt, war es der falsche Weg. Rosie ist tot, Anton. Sie konnte nicht ohne dich. Du bist schuld. Und ich bin schuld, weil ich dich getötet habe. Das tut mir leid.

Ich krümme mich zusammen. Es ist zu viel. Wie kann so viel Ungerechtigkeit auf dieser Welt existieren? Rick stupst mich vorsichtig mit der Nase an. Sein Blick scheint mich trösten zu wollen. Im Inneren verfluche ich mich selbst, den Brief überhaupt gelesen zu haben. Ganz offensichtlich war der Brief nicht dazu bestimmt, je gelesen zu werden. Und doch hat ihn Rick wieder ans Tageslicht befördert. Ich sehe auf die letzten verbliebenen Zeilen herab, die noch darauf warten, gelesen zu werden.

Aber wie auch du, soll ich nicht ungestraft für mein Handeln bleiben. Ich denke, ich werde Rosie folgen. Diese Welt ist ein schlechter Ort, wenn sie zulässt, dass Menschen wie Rosie, auf Menschen wie dich treffen.

Es tut mir alles unendlich leid.

Dein Bruder, Philo Green

Einen Moment lang bin ich unfähig mich zu bewegen. Philo, das ist der Verfasser des Briefes. Er ist der Bruder, der seinen Bruder umbrachte, um für Gerechtigkeit zu sorgen. Hätte mir heute Morgen jemand erzählt, dass mein Tag eine solche Wendung nehmen würde, hätte ich vermutlich gelacht. Nun aber, ist mir kein bisschen nach Lachen zu Mute. Ich möchte Schreien und um mich treten.

„Was soll ich tun, Rick?“, frage ich. „Er will sterben. Aber wer ist er? Wie kann ich ihm helfen?“

Rick wedelt mit dem Schwanz und schnüffelt an dem Brief, den ich weiterhin in der Hand halte. Er scheint ebenfalls keine Antwort darauf zu kennen.

Ich seufze, falte den Brief zusammen und lege ihn vorsichtig zurück in das Kästchen. Ich sollte den Brief mit nachhause nehmen. Inzwischen ist es beinahe stockdunkel und die Bäume werfen schauerhafte Schatten auf Anton Greens Grab. Der Wind ist beinahe zum Stillstand gekommen, dafür kann man schon bald die Hand nicht mehr vor Augen sehen.

Ich taste nach Ricks Leine, finde sie aber nicht. Erstaunt sehe ich um mich. „Rick?“ Aber von Rick keine Spur.

„Keine Sorge, er ist hier.“, ertönt eine Stimme hinter mir und ich fahre herum.

An einen Baum gelehnt, steht ein Junge, etwa in meinem Alter. Er trägt einen Kapuzenpulli und eine kurze Hose, obwohl es dafür eigentlich viel zu kalt ist. Zu seinen Füßen sitzt Rick und lässt sich zufrieden die Ohren kraulen.

„Philo.“ Ich muss nicht fragen, ich kenne die Antwort schon.

„Ja.“, sagt er und sieht mich an. Sein Blick ist undurchdringlich.

„Du lebst noch.“, stelle ich im nächsten Moment fest. Es ist, als ob mein Gehirn einen Totalschaden erlitten hat. Ich weiß nicht, ob ich Angst haben soll, lachen oder weinen. Wie lang er wohl dort schon steht?

„Du hast den Brief gefunden.“ Es ist keine Frage, sondern eine Feststellung.

Ich nicke und denke nach. „Es ist nicht deine Schuld.“ Ich halte inne. Stimmt das? Ist er es nicht, der seinen Bruder getötet hat? Hätte es keinen anderen Weg gegeben? Schließlich erkenne ich, dass es jetzt wohl kaum noch einen Unterschied macht.

„Magst du gerne Kürbissuppe?“ Die Frage rutscht mir heraus, bevor ich darüber nachdenken kann.

„Was?“, Philo zieht die Stirn kraus.

„Kürbissuppe. Ist echt lecker.“

Weiterhin verwirrt nickt Philo schließlich. „J...ja, ich denke schon?“

Ich gehe auf ihn zu und schnappe mir Ricks Leine. Dieses Mal folgt Rick mir ohne Widerstand. „Dann komm. Meine Mutter macht die beste Kürbissuppe der Welt.“

Ich laufe den schmalen Pfad hinab. Zuerst denke ich, er wird mir nicht folgen. Doch dann höre ich leise Schritte hinter mir und muss lächeln. Anton Green ist tot. Rosie ist tot. Doch Philo Green wird heute Nacht nicht sterben.

„Heimweg“ von Xenia Kuhn

Ich bin mit dir und wir gehen durch die Stadt
Wir sind in Geschäften
Lachen, tauschen Tratsch
Wir laufen durch die Stadt, ohne Bedenken
Wir sind in Läden, schauen uns um und sagen
„Oh wow!“ oder „das ist ja mal unnötig“
Wir lachen und ergänzen zu dem Witz noch eine Sache, verfallen in einen Kreislauf bis wir
im Geschäft die Lautesten sind und uns nicht mehr einkriegen
Und ja, das ist respektlos und auch sehr unverschämt
Aber wenn ich daran zurück denke, dann denke ich nicht an die Respektlosigkeit oder die
Unverschämtheit
Sondern an den Moment, wo wir einfach im Moment waren
Wir laufen durch die Stadt und haben Spaß
Es wird spät und wir verabschieden uns
Ich sag dir
„Komm gut nach Hause“, „schreib mir wenn du daheim bist ja?“
Dann geh ich los
Bis nach Hause sind es so 20 Minuten
Ich schaue auf die Uhr
Das sollte passen
Also warum die Eile
Aber dann fällt mir ein, dass es schon dunkler wird, die Menschen die eben noch so im
Hintergrund waren sind auf einmal wieder da
Bis nach Hause sind es 20 Minuten
Das sollte passen
Also warum die Eile
Ich will meine Kopfhörer aus der Tasche holen
Aber da fällt mir ein, dass es schon dunkel wird
Die Laternen gehen an
Also lasse ich die Kopfhörer in der Tasche
Bis nach Hause sind es noch 18 Minuten
Das sollte passen
Also warum die Eile
Ich sehe die Menschen, die mir entgegen kommen, höre ihre Schritte, kann sie genau
zuordnen, also alles gut
„Das ist bestimmt nur mein Autismus“, höre ich mich sagen
Bis nach Hause sind es noch 15 Minuten
Das sollte passen
Also warum die Eile
Denke ich, bevor ich ein Knacken höre
Ich erschrecke, entspanne mich aber, als ich merke, dass ich es war
Bis nach Hause sind es noch 13 Minuten
Das sollte passen
Also warum die Eile
Ich sehe immer weniger Menschen
Gehe schon extra den Weg, der am belebtesten ist
Und trotzdem gefällt mir diese Ruhe nicht
Ich drehe mich um

Das wievielte Mal war das jetzt schon
drei oder vier, nein ich glaube fünf Mal hab ich mich jetzt schon umgeschaut
Bis nach Hause sind es noch 10 Minuten
Das sollte passen
Also warum die Eile
Denke ich, bis ich anspanne, wegen den Schritten hinter mir
Die Laternen machen einen gruseligen Schatten und ich höre, sehe und spüre wie der
Unbekannte immer näher kommt
Ich gehe mögliche Situationen durch
Auf Aktion folgt Reaktion
Wenn das passiert, mache ich das und wenn es so läuft, mach ich es eben so
Ganz einfach, denke ich und merke wie mit jedem weiteren Schritt mein Puls in die Höhe
steigt
Ich atme auf, als ich eine Frau sehe, die einfach schnell vorbei will
Ich merke, wie ich meine Hände wieder entspanne, wie wieder Blut in meine Knöchel fließt
und mein Puls sich beruhigt
Und trotzdem bleibt diese Paranoia und ich schaue mich doch noch einmal um
Bis nach Hause sind es noch 6 Minuten
Das sollte passen
Also warum die Eile und doch gehe ich schneller
Ich denke an die Frau zurück, an meine Reaktion und was hätte passieren können
In dem Moment, als dieser alles entscheidende Bruchteil eintrat
Der Bruchteil der zwischen Tag und Nacht, Leben und Tod entscheidet
Frau und Mann
In diesem Bruchteil war mir klar, dass wenn ich in eine Ausnahmesituation kommen würde,
ich nichts machen könnte
Weil ich einfach wie erstarrt war
Mein Atem hat ausgesetzt, genauso wie mein Herzschlag und mein Verstand
Mir ist der kalte Schweiß den Rücken runtergeperlt
Und das Adrenalin hat sich flächenbrandartig verteilt
Ich weiß, dass wenn es zu einer Ausnahmesituation kommen würde, es hoffnungslos wäre
Und deswegen bete ich und gehe schneller
Bis nach Hause sind es noch 4 Minuten
Das sollte passen
Also warum die Eile, höre ich mich denken und gehe doch noch ein kleines bisschen
schneller
Jetzt bin ich schon in meiner Straße, gleich kann ich mein Haus sehen, gleich bin ich in der
Wohnung und kann ...
Was war das
Ich drehe mich um, in der Hoffnung mein Gehirn spielt mir ein Streich, weil ich schon unter
Strom stehe
Aber nein
Da ist jemand
Ein Schatten
Auf meiner Straßenseite
Ein Schatten, der es scheinbar auch eilig hat
Ich wechsle die Straßenseite, blicke mich um
Such nach anderen Menschen
Anderen Frauen
Und wer hätte es gedacht, es ist niemand da
Ich atme durch, versuche meinen Puls zu beruhigen und versuche verzweifelt, meinen Atem

zu kontrollieren, damit er nicht wie ein Bass mein gesamtes Hörvermögen einschränkt
Ich blicke mich um
Immer noch da
Ich gehe die Möglichkeiten durch
An der Kreuzung ist die Wahrscheinlichkeit eins zu drei, er wird woanders lang gehen, da
bin ich mir sicher
Da bin ich mir sicher
Da bin ich mir sicher
Da bin ich mir sicher
Und mit jedem Mal klingt die Stimme in meinem Kopf nicht mehr stark und aussagekräftig,
sondern viel eher wie ein kleines Flehen und Hoffen
Ich nehme meinen Schlüssel in die Hand
Vorher ist es mir nicht aufgefallen, dass ich zittere, ich bin ja die ganze Zeit in Bewegung
Und mir wird erst jetzt bewusst, wie schwer es ist, einen Schlüssel leise, mit zitternder Hand,
Stimme und Gedanken zwischen die Finger zu legen
Ich bin stolz auf mich, denn das hat mir Mama beigebracht und ich kann es in einer
extremen Stresssituation sogar anwenden
Warte, das hat mir Mama beigebracht?
Aber darüber denke ich nicht nach, denn die Hoffnung und Euphorie übertönen meine
rationalen Gedanken
Endlich ist der Schlüssel in Position, ich blicke noch einmal zurück
Bilde ich mir das ein oder kommt er immer näher
Die Kreuzung ist ja schon da, ich blicke links, rechts, ohne auch nur einen Hauch an Tempo
zu verlieren und überquere die Straße
Oke, das ist geschafft, so jetzt noch sichergehen, dass er einen anderen Weg geht und ich
kann wieder atmen, hören und denken
1 2 3, solange dauert es, bis ich fast an meiner Panik ersticke, weil ich sehe, was er tut
In Zeitlupe
Er schaut links, rechts und geht
Nicht links, nicht rechts, sondern mir hinterher
Ab dem Moment geht alles so schnell, dass ich gar nicht mehr denken und lenken kann,
sondern nur noch die pure Panik aus mir spricht und ich gehe immer schneller und
schneller
Ich krame in meiner Hand nach dem Schlüssel und bete, dass ich den richtigen hab
Endlich hab ich das Gelände erreicht und laufe nur noch vor Verzweiflung
ich bleibe vor der Tür stehen und versuche den Schlüssel ins Schloss zu stecken
Aber FUCK dieses verfluchte Zittern
Nach einer gefühlten Ewigkeit klappt es
Noch ein Blick über die Schultern
Ich seh ihn nicht, aber das ändert auch nichts, denn mein Kopf schreit nur noch „WEG!“ und
die Tür fällt hinter mir ins Schloss
Ich sperr ab, sicher ist sicher
Und das einzige, was mir durch den Kopf geht, ist Erleichterung, die von den Geräuschen
meiner Atmung in den Hintergrund gedrängt wird
Ich weiß, dass ich so nicht in die Wohnung kann, also versuche ich meine Atmung zu
regulieren und meine Hände zu beruhigen, nur leider klappt das nicht so wie gehofft
Ich zwingen mich langsam einzuatmen... und wieder aus ...
Das wiederhole ich ein paar Mal und es ist wieder okay, normal wäre übertrieben, aber man
merkt mir keine Panikattacke mehr an, also ist es okay, ein guter Anfang
Meine Hände sind nicht wirklich besser geworden, aber da ich auch weiß, dass das noch
dauert, gehe ich hoch, räuspere mich einmal und trete ein

„Hallo ich bin wieder zu Hause“, sage ich in einer normalen Stimme und beeile mich in mein
Zimmer zu kommen
Ein 20 minütiger Heimweg
Das sollte passen
Also warum die Eile

Rosa Olbricht

Meine Augen verharrten auf dem Sekundenzeiger der Uhr, der nur quälend langsam voranschlich. Ich konnte die monotone Stimme meines Geschichtslehrers nicht mehr ertragen und musste dringend an die frische Luft. Es waren nur noch wenige Minuten bis zur großen Pause. Die kurze Zeit würde ich schon noch rumbekommen, sagte ich mir selbst. Als es dann endlich klingelte, war ich die erste, die aus dem Klassenraum lief.

Schule war schon lange kein lustiger Ort mehr, spätestens nachdem ich in meine neue Klasse gekommen war und meine beste Freundin Marie in eine andere Klasse eingeteilt worden ist, war ich ganz alleine. Doch leider sah ich sie mittlerweile auch nur noch selten in den Pausen. Sie hatte in ihrer neuen Klasse, im Gegenteil zu mir, eine Freundin gefunden. Ihr Name war Lillith.

Wahrscheinlich war sie jetzt Maries „neue“ beste Freundin, dachte ich oft. Denn sie hatte seit Beginn des neuen Schuljahres wahrscheinlich fünfmal mehr mit Lillith gemacht, als mit mir. Es fühlte sich an, als hätte mich eine Person, die mir unendlich viel bedeutete, verlassen. Dieses Gefühl schmerzte wie Verrat und bohrte sich tief in mein Inneres. Ich schrak heftig zusammen, als mich plötzlich eine hohe, mädchenhafte Stimme aus meinen Gedanken riss.

„Wen haben wir denn da?“ Fiona stand vor mir. Sie war das Mädchen, dass es in jedem klischeehaften High School Film gab. Sie war die Zicke mit langen blonden Haaren, die jeder mochte und der jeder Junge zu Füßen lag. Und diesem Ruf machte sie auch alle Ehre. In meiner neuen Klasse war sie sozusagen die Anführerin von allen. Sie hatte eine Gruppe von Mädchen, die ihr Schritt auf Tritt folgten und sie brauchte wahrscheinlich nur zu schnipsen, damit alle ihre „Freundinnen“ zu ihr liefen und ihr jeden Wunsch erfüllten. Mich behandelte sie wie Abschaum, was mir an sich egal war, denn ich war definitiv nicht die Art von Mädchen, die meiner Freundin hinterherhechelte und sie wie mein Oberhaupt behandeln würde. Trotzdem wunderte ich mich, was Fiona von mir wollte.

„Was willst du?“ murrte ich, denn ich hatte wirklich gar keine Lust meine Pause mit ihr zu verbringen. Sie sah mich spöttisch an, bevor sie mir antwortete.

„Dir nur mal sagen, dass deine Jacke echt cool ist. Wo hast du die eigentlich her? Aus der Mülltonne? Da hättest du sie lassen sollen.“

Mir wurde schlecht. Die Jacke war meine Lieblingsjacke. Ich hatte mich darin noch nie unwohl gefühlt, doch jetzt fühlte ich mich so, wie Fiona es gesagt hatte, als wäre nicht nur die Jacke Müll, sondern auch ich. Ich wollte erwidern und mir selbst sagen, dass das was sie sagte mich nicht interessieren sollte, aber ich konnte nicht. Fionas Freundinnen lachten fies und ich sah wie hinter ihnen noch mehr Leute aus meiner Klasse kamen und genauso schauten und über mich lachten. Immer mehr fühlte ich mich in die Ecke getrieben und dann kam sie auch noch immer näher, sodass sie mir ins Ohr flüsterte:

„Du gehörst nicht an diese Schule. Das alles hier ist mein Gebiet und du hast hier nichts zu suchen.“ Darauf folgte nur noch ein übertrieben zuckersüßes Lächeln und plötzlich stieß sie mich so heftig, dass ich das Gleichgewicht verlor und auf dem Boden aufschlug. Ein pochender Schmerz durchzuckte mein Bein und ich sah, dass meine Hose ein Loch hatte und mein Knie aufgeschlagen war und blutete. Mittlerweil stand fast meine ganze Klasse um mich herum. Das Lachen meiner Mitschüler wurde immer lauter, Handys waren auf mich gerichtet, ich musste die Tränen unterdrücken, biss mir auf die Lippe, bis ich den metallischen Geschmack meiner blutenden Lippe wahrnahm, stand auf und ging.

Auch im Krankenzimmer und auf dem Weg nach Hause, dachte ich, das Gelächter und Geflüster meiner Mitschüler noch zu hören. Es ließ mich nicht los. Erleichterung überkam mich, als ich nach Hause kam. Ich ging in die Küche, um mir Mittagessen in der Mikrowelle warm zu machen. Meine Eltern waren wahrscheinlich auch nicht Zuhause, denn das waren sie ja nie. Als das Piepen der Mikrowelle ertönte holte ich den Teller heraus und wollte mich mit meinem Essen vor den Fernseher setzen. Dass meine Mutter dort saß und wohl eingeschlafen war, hatte ich nicht

gerechnet. Sie hatte wohl die Mikrowelle gehört, denn sie wachte in dem Moment auf, in dem ich mich an den Tisch setzten wollte.

„Kannst du nicht leiser sein?“ fuhr sie mich an.

„Tut mir leid Mama, ich wollte dich nicht wecken.“ sagte ich rasch, damit sie nicht noch wütender wurde. Das funktionierte leider nicht.

„Immer musst du Fernsehen. Mach doch mal was anderes, als an der Glotze zu hängen.“

„Ich hatte echt einen doofen Schultag und wollte mich ablenken.“ Schob ich ein.

„Immer musst du meckern, weißt du eigentlich, was du für ein Privileg hast, dass du in die Schule gehen darfst? Du könntest ruhig mal dankbarer sein. Dein Vater und ich arbeiten rund um die Uhr und alles was du tust ist meckern, meckern, meckern! Und tu nicht immer so als würde es dir ach so schlecht gehen, du hast doch gar nichts, du willst doch nur Aufmerksamkeit. Werde endlich erwachsen!“

Die Wut stieg in mir hoch, doch statt zu widersprechen stimmte ich ihr zu, entschuldigte mich und ging. Mit ihr zu streiten hatte so gar keinen Zweck. Sie hörte mir nie zu und sah auch bei sich selber nie einen Fehler. Schnell stellte ich meinen Teller weg. Der Hunger war mir vergangen.

Ich merkte, wie ich meine beste Freundin brauchte. Sie war die einzige Person, die mir jetzt helfen konnte. Egal wie im Moment die Situation zwischen uns war. Schnell nahm ich mein Handy und wählte Maries Nummer. Es klingelte einmal, dann ein zweites Mal. Beim dritten Mal sprang die Mailbox an. Ein komisches Gefühl überflutete mich. Sie ging doch sonst immer ans Telefon. Der Gedanke stieg im mir auf und mir wurde speiübel. Ob sie nur nicht ans Telefon ging, weil sie sich mit Lillith traf? Kurzentschlossen zog ich mir eine Jacke über, nahm meinen Hausschlüssel und ließ die Tür hinter mir zufallen.

Die kalte Luft wehte mir ins Gesicht und meine Hände wurden von einem Moment auf den anderen eiskalt. Schnell lief ich los, die Straßen entlang, die ich schon hundertmal gegangen war. Und trotzdem war es heute anders. Nach ein paar Minuten erreichte ich das kleine, schneeweiße Haus, indem Marie mit ihren Eltern und ihrem kleinen Bruder wohnte. Ich zögerte kurz, das mulmige Gefühl wurde immer stärker, dann klingelte ich. Erst tat sich nichts, ich wartete. Nach einer Minute regte sich etwas. Ich hörte jemanden die Treppe herunterkommen und auf die Tür zugehen. Als die Tür sich öffnete stand Marie vor mir. Ihr Gesicht war seltsam ernst und sie sah mich durchdringlich an.

„Was machst du hier?“ fragte sie. Ein befremdlicher Unterton schwang in ihrer Stimme mit und ließ diese kalt und distanziert wirken. Was war nur heute los?

„Ich hatte echt einen miesen Tag und wollte fragen, ob du Zeit hast.“ Es folgte keine Antwort. Erst nach einiger Zeit sagte sie.

„Also naja eigentlich bin ich gleich mit Lillith verabredet.“ Ihre Worte fühlten sich an, wie ein Schlag in die Magengrube. Wir waren schon nicht mehr in der gleichen Klasse, was bedeutete, dass wir im Unterricht nicht mehr zusammensaßen. In den Pausen sah ich sie auch kaum noch, weil sie immer bei Lillith und ihrer Clique rumhing und jetzt hatte sie nicht mal mehr nach der Schule Zeit für mich? Ein Anfall von Schwindel überkam mich, als es mir bewusst wurde. Diese Person, die dort vor mir stand, das war nicht mehr meine beste Freundin. Das war eine komplett neue Version von ihr, die ich nicht kannte und auch nicht kennen wollte.

„Sorry, wann anders wieder,“ sagte sie, als ich nichts erwiderte.

„Schon okay“ murmelte ich noch, während sich die Tür zwischen uns schloss und ich alleine zurückblieb.

Eine Weile stand ich ziellos herum, bis mir klar wurde, dass es jetzt nur noch einen einzigen Ort gab, an dem ich in Ruhe nachdenken konnte. Meine Schritte beschleunigten sich, als ich immer weiter in Richtung Waldrand lief. Mittlerweile spürte ich die Kälte nicht mehr. Ich nahm immer weniger um mich herum wahr. Nur noch die orangefarbenen und roten Blätter, den klaren Himmel, die frische Luft. Und dann vernahm ich endlich das Geräusch, nach dem ich mich so geseht hatte. Das leise Plätschern des Baches, der durch den Wald fließt. Ich lief immer weiter in den Wald hinein. Das Plätschern wurde lauter. Endlich erreichte ich das Fels Plateau, dessen Ende ein

paar Meter über den Bach ragte. Ich setzte mich hin und ließ die Beine baumeln, so wie ich es immer tat, wenn ich herkam. Sofort fühlte ich mich besser. Irgendwie friedlicher. Ich hatte den Bach und das Plateau einmal entdeckt, als ich mich als Kind hier verlaufen hatte. Es hatte ewig gedauert, bis ich den Weg aus dem Wald, nach Hause, gefunden hatte. Und meinen Eltern war damals nicht mal aufgefallen, dass ich stundenlang verschwunden gewesen war. Seitdem kam ich hier aber öfters her, denn so tief im Wald ist außer mir nie eine Menschenseele.

Nach einiger Zeit brach die Dämmerung an und ich wusste, dass ich mich langsam auf den Weg nach Hause machen musste. Ich stand auf und lief los. Immer den Pfad entlang, den ich gekommen war. Die Bäume warfen große, gruselige Schatten und ich hörte es im Unterholz knacksen. Ich wusste nicht wieso, aber ich fühlte mich beobachtet. Stand da hinter der Eiche etwa jemand? Nein das konnte nicht sein. Hier kam doch nie jemand her. Ich lief weiter. Eigentlich hatte ich keine Angst im Wald, aber die Geschehnisse des Tages ließen mich einfach nicht los. Meine Klasse, die über mich lachte, Fiona die mich vor allen anderen runtermachte, meine Eltern die nie Zeit für mich hatten und die mich nicht ernst nahmen, Marie der ich nicht mehr wichtig war, Lillith die meinen Platz einnahm. Die Bilder vermischten sich in meinem Kopf, ergaben keinen Sinn mehr. Die Last, die auf mir lag, wurde immer schwerer. Mein Herz schlug immer schneller. Ich fing an zu rennen. Wollte alles hinter mir lassen, wollte mich nicht mehr verfolgt fühlen, verfolgt von meinem Leben. Ich lief, immer schneller und schneller, bis meine Beine fast übereinander stolperten. Nach kurzer Zeit war ich aus dem Wald heraus, doch ich drosselte mein Tempo nicht. Endlich sah ich mein Zuhause vor mir. Schloss mit zittrigen Händen die Tür auf. War unendlich erleichtert, als diese hinter mir ins Schloss fiel.

Die nächsten Tage waren eine furchtbare Qual und ich sehnte mich, mehr denn je, nach dem Wochenende. Der einzige Lichtblick den ich jeden Tag hatte, waren die Stunden, die ich im Wald an meinem Ort verbringen konnte. Meine Eltern waren im Moment auch kaum Zuhause, was für mich eigentlich keinen großen Unterschied machte, da sie, wenn sie dann mal da waren, eh keine Zeit für mich hatten und ignorierten, dass ich existierte. Ich hatte aufgehört die Tage zu zählen, an denen ich mittags nach der Schule alleine am Tisch saß und kalte Reste vom Vortag aß.

Als ich am Freitagmorgen aus dem Schulbus stieg, regnete es. Es war nicht nur ein Nieselregen. Nein im Gegenteil. Es schüttete wie aus Eimern. Ich rannte schnell ins Schulgebäude und lief natürlich geradewegs Fiona und ihren Freundinnen in die Arme. Wenn Blicke töten könnten, wäre ich jetzt einfach leblos umgefallen. Schnell machte ich, dass ich verschwand und rannte in Richtung meines Klassenraums. Aber bei dem Glück, dass ich heute hatte, lief ich schon wieder in jemanden hinein. Es war ein Junge aus meiner Parallelklasse. Er war groß, hatte leicht gebräunte Haut und dunkelbraune, fast schwarze Augen. Ich hatte ihn schon ein paarmal gesehen, hatte aber nie wirklich etwas mit ihm zu tun gehabt. Ich entschuldigte mich rasch, da mir die Situation ziemlich unangenehm war und wollte eigentlich direkt weitergehen, aber er hielt mich auf.

„Hey, ist alles okay bei dir?“ hörte ich ihn fragen. Ich drehte mich zu ihm um und sah ihm ins Gesicht. Sein Blick wirkte freundlich. Aber, warum interessierte ihn das überhaupt? In dem Moment durchzuckte mich die Angst. Was wenn er mit Fiona befreundet war und mir nur einen Streich spielen wollte? Panik überkroch mich. Wahrscheinlich war der Gedanke total abwegig, aber was, wenn nicht? Mit einem Ohr hörte ich die Schulglocke. Das Zeichen, dass der Unterricht anfang. Meine Rettung!

„Was soll denn sein, was willst du von mir?“ fuhr ich ihn an, vielleicht etwas zu hart, doch das war jetzt egal. Ich riss mich los und lief endlich zu meinem Klassenraum.

Der Rest des Schultages verlief ohne weitere besondere Vorfälle. Die Pausen verbrachte ich auf der Schultoilette, denn das war um einiges besser als auf dem Schulhof Fiona und ihren Freundinnen zu begegnen oder zu sehen wie Marie fröhlich mit Lillith und ihrer Clique abhing. Hier hatte ich wenigstens meine Ruhe. Doch was mich wirklich den ganzen Tag beschäftigte war meine seltsame Begegnung von heute Morgen. Was hatte der Junge nur von mir gewollt? Doch ob aus Zufall oder nicht, lief ich ihm an diesem Tag noch mehrmals über den Weg, tat aber immer so, als hätte ich ihn nicht bemerkt. Seine fragenden Blicke entgingen mir aber trotzdem nicht.

Auch die nächste Woche über, lief ich dem Jungen seltsam oft über den Weg. Bis er mich schließlich am Freitagmorgen vor Unterrichtsbeginn im Flur zur Seite zog. Völlig entgeistert und verwirrt starrte ich ihn an.

„Was willst du ständig von mir? Beobachtest du mich?“ Sein Gesichtsausdruck war kaum zu deuten. „Nein, nein ich habe dich nicht beobachtet!“ In seiner Stimme schwang etwas Hektik, aber auch Besorgnis mit.

„Ich, also ähm, du bist mir aufgefallen.“

Mit vielem hatte ich gerechnet, doch nicht damit, dass ich ihm „aufgefallen“ war. Was meinte er denn damit? Fragend schaute ich ihn an und wartete auf eine Erklärung, doch es kam keine. Nach ein paar Sekunden, in denen wir uns einfach gegenseitig anstarrten, erwiderte ich dann:

„Was meinst du damit, also dass ich ähm, dass ich dir aufgefallen bin?“ Er lief knallrot an.

„Naja, also nicht so aufgefallen, wie du jetzt vielleicht glaubst.“ Jetzt war ich vollends verwirrt. Dieser Typ, den ich kaum kannte, von dem ich nicht mal seinen Namen wusste, zog mich einfach so zur Seite, als wäre es das normalste der Welt und behauptet ich wäre ihm aufgefallen? Er schien zu bemerken, dass ich überaus verwirrt war.

„Naja, also erstens habe ich mitbekommen, wie dich dieses eine Mädchen, Fiona heißt sie glaube ich, vor deiner Klasse runtergemacht hat. Das wirkte irgendwie ganz schön heftig. Und naja, danach habe ich öfters mal auf dem Schulhof geschaut, ob ich dich irgendwo sehe, aber du warst nie da. Da dachte ich mir, ich frag dich einfach mal, ob alles okay ist. Als ich dich letzte Woche gefragt habe, schienst du aber ziemlich überfordert, deshalb wollte ich dich heute nochmal fragen.“

Er sah mich erwartungsvoll an.

„Also hast du mich doch beobachtet?“ Ich war so verblüfft, dass das die einzige Frage war, die mir gerade einfiel. Sein Blick verzog sich zu einem Grinsen, was seine Grübchen zum Vorschein brachte. Doch er gab keine Antwort auf meine Frage.

„Naja wie auch immer ich muss zum Unterricht“ sagte ich mit einem gereizten Unterton und drehte mich von ihm weg um zu gehen.

„Ich bin übrigens Liam, nur falls du doch über irgendwas reden willst“ rief er mir noch hinterher, bevor ich in der Schülermenge verschwand.

Ich wollte nicht mit Liam über meine Probleme reden. Was fiel diesem Typ überhaupt ein? Ich kannte ihn doch gar nicht. Und ich wollte definitiv nicht seine Hilfe! Seitdem er mich am Freitag zur Seite gezogen hatte, haben wir nicht mehr geredet. Er ließ mich in Ruhe, worüber ich sehr dankbar war. Trotzdem dachte ich oft an unser Gespräch im Flur. Auch als ich zwei Tage später auf dem Weg zu meinem Platz im Wald war, dachte ich viel darüber nach.

Es war riskant heute zum Fels Plateau zu gehen. Es waren Gewitter und starker Regen vorausgesagt, aber das war mir egal. Ich erreichte den Bach und das Plateau und setzte mich, so wie ich es immer tat. Und ich ließ die Beine baumeln, so wie ich es immer tat. Und doch war es anders. Es war nicht so wie immer. Aufgrund des Vorausgesagten Regens, war es schwül und drückend. Die Vögel zwitscherten nicht. Ich hörte es hinter mir im Dickicht knacksen, Geräusche die im Wald nun mal öfter zu hören sind und trotzdem drehte ich mich um. Irrte ich mich, oder stand da jemand im Dickicht? Nein, ich irrte mich nicht. Da war wirklich jemand und er kam näher. Ich verkrampfte innerlich, als ich erkannte wer da kam. Es war Liam.

Er kam immer näher und näher. Jetzt hatte er mich auch erkannt. Seine Augen spiegelten Verwirrung wider, doch der Ausdruck wechselte schnell zu Freude.

„Was machst du denn hier im Wald?“ hörte ich ihn fragen. Mein verwirrter Gesichtsausdruck musste sehr lustig aussehen, denn er fing an laut und ausgelassen zu lachen. Seine Lache hatte etwas Leichtes. Als wäre alle Anspannung von uns gewichen. Ich fing mich endlich und hörte mich selbst antworten. „Ich komme hier immer her, wenn ich meine Ruhe haben will, weil ich dachte, dass hier außer mir nie jemand herkommt. Aber da habe ich mich anscheinend getäuscht.“

Ich hatte keine Kontrolle über die Worte. Sie brachen einfach so über mich herein. Es ging ihn doch eigentlich gar nichts an, was ich hier machte.

„Naja also ich komme hier auch immer her, wen ich nachdenken muss.“ Erst dachte ich, dass ich mich verhört hätte, doch dann durchzuckte es mich wie ein Blitz in meinem inneren.

„Hast du mich vielleicht schon mal hier gesehen, etwa vor zwei Wochen?“

Ich erinnerte mich zurück an den Tag, an dem ich mich so beobachtete gefühlt hatte. Damals hatte ich es auf die Erlebnisse des Tages geschoben. Doch an Liams Gesichtsausdruck sah ich, dass ich genau ins Schwarze getroffen hatte.

„Naja, ja. Ich war spazieren und da habe ich dich gesehen.“

Ich wollte ihn vieles fragen. Warum er nicht zu mir gekommen war. Wie lange er schon herkam und vor allem wie er den Ort gefunden hatte. Doch mein Gedankenfluss wurde von einem lauten grollenden Donner übertönt.

Ich erinnerte mich noch genau an mein allererstes Gewitter. Ich war mit ein paar alten Freundinnen, von denen Marie allerdings die einzige war, zu der ich noch einigermaßen Kontakt hatte, in den Bergen Zelten. Es fing an mit dem Donner, dann begann der Regen und prasselte Ohrenbetäubend laut auf das Zelt. Im inneren hatten wir uns zusammengekauert und warteten ab, bis es aufhörte. Blitze zuckten über den Himmel, rissen die dunkle Wolkendecke entzwei. Ich weiß noch genau, was für eine Angst ich in diesem Moment verspürte und wie Marie und ich das gemeinsam durchgestanden hatten. Ich weiß nicht, was ich an diesem Abend ohne sie gemacht hätte

Die Erinnerung holten mich rasend schnell ein, vermischten sich mit denen der letzten Wochen. Mein Kopf dröhnte und ich merkte wie ich keine Luft mehr bekam. Der Donner wurde immer lauter, übertönte meine Gedanken. Jetzt fing der Regen an und ich saß ungeschützt mitten im Wald. Ich hörte wie ich immer schneller nach Luft holte und wie ich zusammenbrach. Von weit her hörte ich eine Stimme, erst nach ein paar Minuten verstand ich, dass das Liams war. Er hielt meine Hände und sprach eindringlich auf mich ein. Dann wurde mir schwarz vor Augen.

Als ich aufwachte hörte ich Vögel zwitschern. Ich schlug die Augen auf und die Erinnerungen prasselten auf mich ein. Das Gewitter, meine Panikattacke, Liam. Er war noch da, er saß neben mir und schaute mir in die Augen.

„Geht es dir besser?“ Ich sah in lange an. Er hielt meinem Blick stand und griff nach meiner Hand und das war der Moment in dem ich spürte, alleine würde ich das nicht durchstehen. Ich verwarf alle meine Vorsätze und fing an zu reden. Alles was ich in letzter Zeit in mich reingefressen hatte, alles was sich aufgestaut hat, alles entlud sich in diesem Moment. Und ich erzählte Liam alles von Anfang bis Ende. Und ich redete mir die Seele vom Leib. Die Worte flossen nur so aus mir heraus. Und egal was passierte, ich wusste er würde bei mir sein.

So erleichtert wie jetzt hatte ich mich lange nicht mehr gefühlt. Liam hatte mir die ganze Zeit aufmerksam zugehört und mich ausreden lassen. Auch wenn er nichts zu allem gesagt hatte, ging es mir deutlich besser, einfach weil er da war und mir zuhörte. Als ich dann zum Ende gekommen war, schwiegen wir kurz.

„Also, ähm, danke fürs zuhören“ sagte ich und lächelte zaghaft. Er lächelte zurück.

„Immer gerne.“

Ich wollte gerade gehen, denn es dämmerte bereits, als ich mich nochmal umdrehte.

„Ähm Liam? Hast du morgen Zeit?“ Er lächelte und stimmte zu. Dann fing er aus dem nichts an zu lachen.

„Was ist los?“ fragte ich ein wenig verwirrt aber auch lachend.

„Sag mal, wie heißt du eigentlich?“

Da konnte ich mein Lachen nicht mehr zurückhalten. Ich lachte so, wie ich es schon lange nicht mehr getan hatte. Und es tat so unglaublich gut wieder so zu lachen. Nachdem wir uns endlich eingekriegt hatten, stand ich auf.

„Ich heiße Enola.“ sagte ich noch, über die Schulter und machte mich dann auf den Weg nach Hause. Mit dem Gedanken, Liam morgen wiederzusehen und daran, endlich nicht mehr alleine zu sein.

„Plötzlicher Regen“ von Sarah Pantenburg

Es war Herbstanfang. War es während der letzten Tage noch zu warm gewesen, um lange Kleidung zu tragen, war die Temperatur über Nacht gefallen wie ein Jojo, jedoch ohne wieder hochzuspringen.

Vivien hatte sich ihre schönste, knuddeligste Jacke vom Dachboden geholt und auch die wasserfesten Schuhe ihrer Schwester, denn es sollte schon bald Regen geben.

„Wir müssen zur Schule! Kommt endlich!“, brüllte Klara, Viviens Schwester, durchs Haus.

„Eeey, keine Panik, Klara! Ich fahre euch heute mit dem Auto hin“, beruhigte Finn seine jüngere Schwester. Dabei wedelte er gelassen mit den Schlüsseln vor Klaras Nase herum.

Oma Rosa strich ihrem zweitältesten Enkel über den Arm. „Das ist aber lieb von dir, Finn.“ Sie reichte Vivien mit der anderen Hand eine Stofftüte. „Hier, Kleines. Und iss dein Gemüse, ja? Nicht nur die Kekse!“

„Danke, Oma.“

„Hab ich heute auch Schule, Omi?“, quengelte Louis, der Jüngste in der Familie und noch in der Grundschule.

„Du hast heute auch Schule. Und weißt du, Louis, heute bringe ich dich hin, weil Mama schon bei der Arbeit ist.“

„Juhuuu!! Hörst du, Amelie: Oma bringt mich!“ Louis tanzte im kleinen, unordentlichen Flur herum und erntete einen tödlichen Blick von Klara, als er sie bei seinem Gehampel anrempelte.

„Schön, Louis. Hab Spaß!“, wünschte Vivien ihrem Bruder, umarmte ihn hastig und beeilte sich, hinter Klara auf den Rücksitz des Autos zu klettern. Auf dem Beifahrersitz saß bereits Amelie, die in eine dicke Jacke gehüllt auf dem Handy herumtippte. Ihre langen, dunklen, geglätteten Haare verdeckten halb ihr Gesicht und das Display. Was immer sie da las, es ließ sie versonnen lächeln.

„Mit wem schreibst du, Meli?“, fragte Vivien neugierig.

„W-was?“ Amelies Gesicht lief rot an. „Ah. Mit ...“

Finn stieg auf den Fahrersitz. Er hatte Viviens Frage gehört und schnappte Amelie mit einer schnellen Bewegung das Handy aus der Hand. „Mit ihrem Freund ‚Herz Herz Herz‘“, grinste er.

„Finn!“

„Fahr jetzt endlich, du Esel“, motzte Klara. „Wegen irgendeinem Typen will *ich* definitiv *nicht* zu spät kommen!“

Das kleine kastanienfarbene Auto setzte sich in Bewegung. Unter den Reifen knirschte der Kies, als es die Einfahrt hinabfuhr, weg von der beigefarbenen Villa mit den großen hellen Fenstern, vorbei an einem hölzernen Klettergerüst und kleinen Grüppchen von Apfelbäumen, an wilden, farbenfrohen Blumenbeeten und schließlich auf die Straße, die an anderen Häusern entlang führte. Diese Häuser waren grau und ihre Vorgärten tot.

Vivien sah sich jedes Haus genau an. Sie musterte die Blumen und Sträucher, die da wuchsen. Ihre Großmutter hatte ihr viel über Pflanzen beigebracht, doch diese da kannte sie nicht.

„Hör auf zu träumen, Vivien. Wir sind gleich da.“ Klara stöhnte auf. „Du auch, Amelie“

Vivien träumte trotzdem weiter. Sie träumte sich durch den Unterricht, durch die Pause und auch als sie in den letzten beiden Stunden Sport hatte, sah sie vor ihrem inneren Auge nicht die grellbunte Musterung des Hallenbodens, sondern einen Waldpfad. Auf diesen fielen von hohen Bäumen bunte Blätter und vom bewölkten Himmel sachte Sonnenstrahlen.

Ihre Herbstträume zerplatzten, als sie nach der Schule ihre Schwester und deren Freund Carl vor der Schule traf. Er war ein blondgelockter, siebzehnjähriger Junge, kaum größer als Amelie. Seine normalerweise freundliche Miene war heute angespannt, er lehnte desinteressiert mit dem Rücken an der rauen Schulmauer.

„... ja, es stimmt. Ich war gestern mit Thea im Kino. *Und?*“

„Als ich dich vor ein paar Tagen zu genau diesem Film einladen wollte, hast gesagt, du hättest ein Handballturnier!“ Verunsichert umklammerte Amelie die Riemen ihres Rucksacks.

Carl verdrehte die Augen. „Du bist echt anstrengend, Amelie! Woher weißt du überhaupt, dass ich mit ihr im Kino war?“

„Eine Freundin hat euch dort gesehen. Ihr habt Händchen gehalten und euch sogar *geküsst!* Du ...“

Carl unterbrach sie aufgebracht. „Amelie, was willst du eigentlich? Weißt du was ... Ich mache Schluss!“ Er würdigte sie eines letzten Blickes, der deutlich machte, dass er es todernst meinte. Dann ging er.

Amelie sah ihm entsetzt nach. Wie in Zeitlupe lösten sich ihre Hände von den Riemen ihres Rucksacks. Ihre Augen waren glasiert.

„Meli! Meli, alles in Ordnung?“ Vivien lief zu ihr hinüber. Vorsichtig nahm sie Amelie in den Arm. Das glatte, fast schwarze Haar ihrer Schwester kitzelte sie an der Wange, als Amelie den Kopf langsam auf Vivians Schulter sinken ließ. Sie standen alleine vor dem alten Schulgebäude. Niemand sonst konnte das Schluchzen hören, das aus Amelies Kehle drang. Und auch der Himmel begann zu weinen, während dreckig graue Wolken sich vor die Sonne schoben.

„Ich will nach Hause, Vivi!“, schluchzte Amelie so leise, dass das Geräusch des Regens sie fast übertönte.

„Es ist plötzlich so dunkel, Meli ... Als hätte jemand das Licht ausgemacht.“

„Ach sei still, Vivien! Du bist so kindisch!“

Ein Auto hielt vor der Schule. Finn stieg aus. „Hey, Meli und Vivi! Ihr seid ja schon hier! Sehr gut, dann können wir gleich ...“ Betroffen unterbrach er sich selbst, als er Amelies verweintes Gesicht sah. Ohne einen Kommentar strich er sich durch die gelockten, gefärbten Haare.

„Komm, Meli. Wir fahren“, flüsterte Vivien mitleidig. Ihre Hände umfassten sanft die ihrer Schwester, als sie Amelie ins Auto zog.

Finn hatte das Radio eingeschaltet, und die melancholische Melodie des laufenden Jazzsongs vermischte sich mit dem Rauschen des Regens.

„Was'n Schnulz“, brummte er, ohne den Blick von der nassglatten Straße zu nehmen. „Soll ich ausmachen?“

„Nein, Finn, lass das Radio an“, antwortete Amelie, ohne zu zögern.

„Vielleicht kommt etwas, wo wir mitsingen können!“ Aufmunternd lachte Vivien.

Tatsächlich erklangen nach dem Ende des gemächlichen Jazzsongs fröhliche Gitarrenakkorde, die einen bekannten Popsong einleiteten.

„Den Song spielt ihr doch in deinem Chor! Sing mit, Meli!“

„Ich will nicht mehr in den Chor.“

„Warum denn nicht?“ Enttäuscht sah Vivien ihre Schwester an. „Du kannst doch so schön ...“

„Die brauchen mich da nicht. Die haben Thea. Thea singt noch viel besser als ich, also ...“

Finn stoppte unangekündigt vor einem Supermarkt. „Ich soll noch was einkaufen, sagte Oma. Kommt ihr mit?“

Vivians Gesicht begann zu strahlen wie das eines Kleinkindes, dem gerade der Weihnachtsmann begegnet war. „Klar! Heute backen Amelie und ich nämlich Kekse, also brauchen wir Zutaten!“

Als die Geschwister mit drei prall gefüllten Einkaufstaschen beladen nach Hause kamen, stießen sie vor der Tür fast mit ihrer Mutter zusammen, die es wohl eilig hatte.

„Hallo ihr Süßen. Entschuldigt, aber ich muss los! Wie war die Schule?“ Esthers Stimme war etwas schrill, genau wie die Farben ihres langen, roten Rockes, ihrer Strickmütze und -jacke. Wegen ihrer geblühten, grünen Umhängetasche und der wilden, schwarzen Lockenmähne sah man der kleinen Frau nicht wirklich an, dass sie den ganzen Tag im Büro saß und über Finanzen sprach.

„Wie immer Mama: *anstrengend!*“, kicherte Vivien.

Ihre Mutter strich ihr liebevoll übers Haar. „Sicher!“

„Schule war okay“, nuschelte Amelie.

Finn musterte sie mit seinem typischen, sarkastischen ‚Ist-das-so?‘-Blick.

„Das ist gut. Bis heute Abend!“ Esther rauschte ab, und Vivien konnte vor ihrem inneren Auge eine Cartoon-Staubwolke hinter ihrer Mutter sehen. Es nieselte noch immer, also beeilten sich die Geschwister, ins Haus zu kommen. Finn verschwand in seinem Zimmer, während die beiden Mädchen schnell ihre Hausaufgaben erledigten. Kaum waren sie fertig, wurde Amelie von Vivien in die Küche gezerrt.

Der Raum hatte etwas von einer Hexenküche. Viviens ältere Schwester Emma, die bereits ausgezogen war, hatte als angehende Innenarchitektin Spaß daran gehabt, mit dem Haus ihrer Familie zu üben. Sie hatte jedem einzelnen Raum seine eigene Farbkombination zugeteilt, und bei der Küche war ihre Wahl auf Grün-Braun gefallen. Später hatte Oma Rosa Schnüre mit getrockneten, duftenden Kräutern durch den Raum gespannt. Nun war er nicht mehr stilvoll modern, sondern urig und gemütlich.

„Ihr wollt backen?“ Oma Rosa betrat hinter ihren Enkelinnen die Küche. „Eine schöne Idee! Schaut mal: Louis und ich haben Haselnüsse im Wald gesammelt, die könnt ihr auch für eure Kekse benutzen!“

„Danke, Omi“, freute sich Vivien.

Rosa lächelte und verließ die Küche.

„Wie kommst du eigentlich darauf, dass wir jetzt backen?“

Mit nachdenklichem Blick antwortete Vivien: „Wegen der Sache mit Carl. Ich dachte, du brauchst was zum Aufmuntern.“

Abrupt blieb Amelie stehen. Sie hatte die Schüssel mit Nüssen vom Regal geholt und knallte sie nun verärgert auf den Tisch. „Willst du mir auch noch *Salz* in die Wunde streuen?! Ist es *das*?“

Vivien ging zu ihr und stellte einen Mörser neben die Nüsse. „Willst du mir ein bisschen über ihn erzählen?“

Amelie schwieg unzufrieden. Sie hatte ihren Blick starr auf den hölzernen Küchenboden gerichtet. „Vielleicht ...“

Vivien hörte aufmerksam zu, während sie den Keksteig vorbereitete.

„Ich habe Carl im Mai kennengelernt. Er ist ein Jahr älter als ich und schon in der zwölften Klasse. Beim Schulfest hat er mich angesprochen. Ich war total aufgeregt, weil ich ...vorher schon einen kleinen Crush auf ihn hatte. Wir haben uns damals verabredet und näher kennengelernt. Carl war immer so lieb! Wir hatten vorher schon manchmal Streit, aber bis jetzt kamen wir uns dadurch nur noch näher. Als Carl mich dann Anfang Juni gefragt hat, ob ich seine Freundin sein will, war ich unglaublich glücklich!“ Beim Erzählen hatte Amelie ein sanftes Lächeln auf den Lippen gehabt, doch nun griff sie zum Mörser und begann wütend, die Haselnüsse im Schälchen zu zerstampfen. „Vor ein paar Wochen kam *Thea*. Sie ist auch in der Zwölften und hing oft mit ihm rum. Heute morgen hat mir dann eine Freundin erzählt, dass die beiden zusammen im Kino waren und ... Naja, alles andere weißt du schon.“

„Wenn Carl fremdgegangen ist, war er ja wohl doch kein so toller Typ“, dachte Vivien laut.

Böse schaute Amelie ihre kleine Schwester an. „Du hast ja keine Ahnung, Vivi. *Thea* ist *super hübsch*, kann *toll* singen und ist sehr beliebt! Viele Typen an der Schule stehen auf sie, seit sie bei uns ist. *Thea* ist auch gar nicht arrogant, obwohl sie so perfekt ist. Sie ist ... toll! Und sie mag Carl auch, denke ich.“ Amelie hatte die Haselnüsse klein wie Zuckerkörner gemahlen. Unentschlossen stand sie nun vor dem Tisch.

Vivien sah nachdenklich aus dem Fenster, während sie den Keksteig auf der Küchenablage knetet. Der Regen hatte nachgelassen. Dafür rauschte der Wind laut und bedrohlich in den hohen Bäumen. Der Laubwald, der an das Grundstück ihrer Familie angrenzte, war für Viven ein Teil ihres Zuhauses. Doch heute musterte sie ihn nicht mit verspielter Sehnsucht, sondern mit Furcht, denn sie wusste, dass der Wind ein Gewitter ankündigte.

„Hör mal, Meli: Diese *Thea* ist nicht besser als du. Es ist nicht *deine* Schuld! Also bitte sei nicht traurig, ja?“

Amelie lachte auf, schräg und aufgebracht. „Traurig?“ Nun lachte sie nicht mehr. „Du hast echt keinen Schimmer, wie es mir gerade geht! Ich bin nicht *traurig* ...“. Sie spuckte das Wort regelrecht

aus. „Ich bin absolut *verschämt!*“ In Amelies Augen bildeten sich Tränen. Ihr Mund verzog sich und sie hielt sich gequält beide Hände vors Gesicht.

„Amelie ...“

„LASS MICH IN RUHE!“ Wangen liefen über Amelies Wangen, ihre Augen funkelten.

Im Raum wurde es schlagartig gleißend hell. Keinen Augenblick später donnerte es.

Verschreckt wie ein Reh, dem ein Wolf begegnet war, stand Vivien im Raum. Die Luft war stickig, doch ihr lief ein kalter Schauer über den Rücken.

Amelie hatte ihre linke Hand in ihrem Haar vergraben. Es war jetzt nicht mehr glatt, sondern stand in alle Richtungen ab. Begleitet von einem frustrierten Schluchzen drehte Amelie sich zur Tür um. Heiser zischte sie über die Schulter: „So als setze man sich neben einen Blitzableiter, noch bevor einen das Gewitter überhaupt erreicht hat, und *wundert* sich dann, wenn man vom Blitz getroffen wird. Diese Einstellung, die du hast, hasse ich an dir! Ich will Carl einfach vergessen! Also lass mich!“

Amelie wandte sich zum Gehen, da murmelte Vivien: „Du wirst ihn aber nicht vergessen.“ Sie stellte den Keksteig in den Kühlschrank und fuhr fort: „Du hast Mama heute gesagt, alles sei *okay*. Lüg sie nicht an, das ist mies. Selbst Klara, der Schulnoten wichtiger sind als Gefühle, redet mit uns über ihre Probleme.“

„Ich will mich einfach nie wieder verlieben.“ Damit ging Amelie.

Zum Abendessen erschien sie nicht. Letztendlich backten Vivien, Louis und Oma Rosa die Kekse fertig. Sie waren gut, doch für Vivien hatten sie einen bitteren Nachgeschmack.

Vor dem Schlafengehen, sie hatte sich schon die Zähne geputzt und ihren Schlafanzug angezogen, saß Vivien noch lange in ihrem Zimmer vor dem Fenster. Es lag im höchsten Stock, der Raum daneben diente der Familie als Dachboden. Vivien liebte ihr Zimmer. Es hatte Fenster nach drei Himmelsrichtungen, eins nach Norden, so konnte sie den Wald sehen, eins nach Osten, so wurde sie im Sommer morgens von der Sonne geweckt, und eins nach Süden, welches ihr einen perfekten Blick von oben auf die Stadt bot. Heute saß sie vor dem Ostfenster auf dem Bett, zusammen mit ihren vielen Kuscheltieren, und wartete darauf, dass der Mond aufging. Er würde durchs Fenster blinzeln, begleitet vom Schatten der Nacht, der die gelben Wände Viviens Zimmers nachtblau streichen und ihr die schönsten Gutenachtgeschichten erzählen würde. Zum Beispiel die des Drachen Zuckersternchen, der manchmal an den Fenstern der Kinder vorbeiflog und ihnen süße Grüße in Form von bunten Bonbons ausrichtete ...

Doch heute ließ sich der Mond nicht sehen. Es gab nur Regenwolken, so dunkel, dass man Tag und Nacht nicht mehr hätte unterscheiden können.

Es klopfte an der Tür. Als sie sich öffnete, schob sich eine große Gestalt vor das helle Licht, das aus dem Flur in Viviens Zimmer dringen wollte. Die Gestalt trat ein und schloss die Tür wieder.

„Schläfst du schon, Vivi?“

Vivien freute sich, die Stimme ihres Vaters zu hören, welche wie das Brummen eines Bären klang.

„Hallo Papa!“ Vivien kicherte. „Tut mir leid, ich schlafe schon ...“

„Wie schade! Ich wollte dich eigentlich etwas fragen ...“ Peter lachte auch. Doch er hörte sich besorgt an, als er weitersprach. „Deine Mutter und ich kamen gerade erst nach Hause. Rosa hat uns erzählt, dass Amelie heute nicht beim Abendessen war, aber sie schläft schon. Weißt du, ob etwas passiert ist?“

Vivien seufzte. „Amelie ist traurig, Papa!“ Doch sie verriet ihrem Vater nicht, warum.

„Das hat Finn auch gesagt.“ Peter schwieg kurz. „Mit anderen über seine Probleme zu sprechen ist schwer ...“

„Morgen ist Wochenende! Da rede ich noch mal mit Amelie! Und wenn sie wieder sauer auf mich sein wird, ist es halt meine Schuld, aber ...“

„Auch Trauer zieht vorbei, irgendwann, so wie Regen. Selbst wenn sie mal wiederkommt – für immer kann man nicht traurig sein.“

„Das stimmt, Papa.“

Peter gab seiner Tochter einen Gutenachtkuss, bevor er das Zimmer verließ.

Zum Prasseln des Regens auf dem Dach schlief Vivien schließlich ein.

Den nächsten Tag startete sie so wie sie den vorherigen beendet hatte: indem sie aus dem Fenster schaute. Das Bild, das sie sah, hatte sich kaum verändert: Regenwolken.

Eine Viertelstunde später stolperte Vivien in einem herbstlich roten Kleid, das früher Klara gehört hatte, die Treppe hinunter. An dem großen, aus Eichenholz gezimmerten Tisch, der beinahe das gesamte Esszimmer ausfüllte, hatte sich bereits ein Teil der Familie versammelt. Durch die dünnen Vorhänge vor den Fenstern viel trübes Morgenlicht. Oma Rosa und Louis hatten ihre Teller beiseitegeschoben und spielten Karten. Am anderen Ende des Tisches hockte Amelie. Auf ihrem Kopf saßen große Kopfhörer, die wohl als eine Art Schutzschild fungierten. Viviens Schwester starrte auf den leeren Teller vor sich.

„Guten Morgen, Oma!“

„So eine Energie schon um diese Uhrzeit ...“ Rosa lachte. „Vivi Schatz, möchtest du zum Bäcker gehen und Brötchen kaufen?“

„Klar, Omi!“ Vivien wandte sich entschlossen an ihre ältere Schwester. „Komm auch mit, Meli!“

Amelie hob müde die Kopfhörer an. „Warum?“

„Dann können wir auch was Süßes kaufen! Du magst doch Süßes, oder?“

Kommentarlos legte Amelie ihren Schutzschild ab und schlurfte in den Flur, um sich Jacke und Schuhe anzuziehen. Vivien folgte ihr. Gerade wollte Amelie nach einem Regenschirm greifen, da umklammerte Vivien ihre Hand.

„Keine Schirme, Amelie! Die brauchen wir heute nicht.“ Sie wedelte mit einer großen Stofftasche. „Das gleiche gilt für die Brötchen!“

Vivien kicherte. „Auf geht's!“

Mit den Händen in den Manteltaschen schlenderte Amelie hinter ihrer großen Schwester her in Richtung Straße. Diese hüpfte wie ein Floh von Pfütze zu Pfütze und warf Amelie über die Schulter einen beleidigten Blick zu.

„Zieh deine Mütze noch einen Zentimeter tiefer über die Augen und du rennst gegen den nächsten Baum, Meli!“

„Sehr witzig ... hey!“

Vivien hatte ihrer Schwester die Mütze vom Kopf gerissen. Ihr zuvor noch perfekt gekämmtes Haar sah nun wieder aus wie ein Vogelnest.

„So werden meine Haare nass!“

„Die trocknen wieder.“

„Aber ...“ Amelie war stehen geblieben. Der Nieselregen wurde stärker, Tropfen rannen ihre Wange hinunter, wie am Tag zuvor. Es hatte genau so geregnet, nachdem Carl mit ihr Schluss gemacht hatte. Amelie musste schlucken. Würde sie Carl wirklich nie vergessen, so wie Vivien es gesagt hatte?

„Schau, Meli, die Spiegelstraßen!“ Vivien stand staunend neben ihrer Schwester. Ihr Blick ruhte auf dem nassen Asphalt. Obwohl die Bäckerei in unmittelbarer Nähe war, machte keines der Geschwister Anstalten weiterzugehen.

„Hast du gerade an Carl gedacht, Meli?“

„Hmm?“

„Du siehst traurig aus. Die ganze Familie hat sich gestern Sorgen gemacht, weißt du?“ Vivien machte eine kurze Pause. „Ich verstehe vielleicht noch nicht viel von der Liebe, aber ...“ Nun schaute sie Amelie direkt an. In Viviens großen, grauen Augen konnte Amelie die Reflektion der Welt um sie herum sehen. Die Fassaden der Häuser, das schmutzige Blau des Himmels, die herbstlich bunten Bäume, auch ihr eigenes unglückliches Gesicht. Der Regen ließ alles erstrahlen. *Vivien hat schöne Augen*, dachte Amelie. *In ihren Augen ist alles so bunt!* „... aber ich kann dir etwas versprechen, Amelie!“

Der Regen ließ langsam nach.

„Mama, Papa, Oma, Emma, Finn, Klara, Louis und ich haben dich gaaanz doll lieb. Und darum musst du auch nicht traurig sein, Amelie! Selbst wenn jemand dich betrogen hat und für jemand anderen hängen lässt, selbst wenn du weinen musst, weil du denkst, dass du es nicht wert bist ... kannst du dich wieder verlieben!“

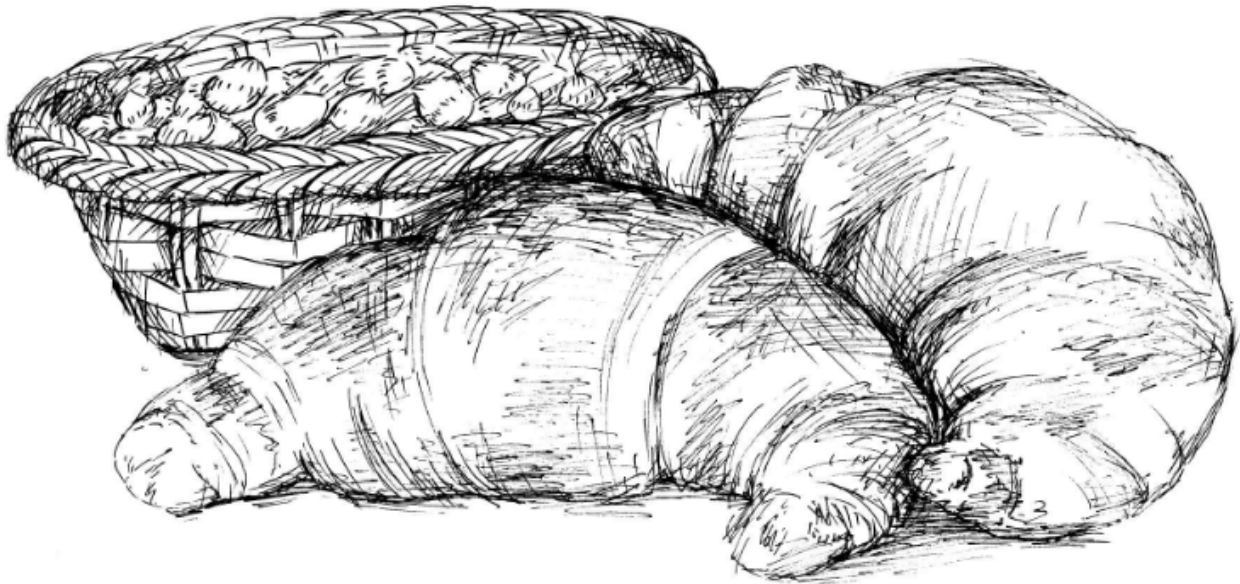
Ein kleiner Riss bildete sich in den dichten Wolkenfronten. Heitere Sonnenstrahlen bahnten sich ihren Weg zur Erde und ließen Amelies Augen strahlen. Der erstaunte Ausdruck in ihrem Gesicht verschwand und machte einem wunderschönen Lächeln Platz, als Amelie sich verlegen, aber glücklich durchs Haar strubbelte.

„Wollten wir nicht zum Bäcker?“, fragte sie unbeholfen.

Begeistert nickte Vivien. „Stimmt! Ich hab schon einen Riiesenhunger! Magst du Croissants, Meli?“

Theatralisch hielt Amelie sich die Hand vor den Mund. „Also wirklich! *Natürlich* mag ich Croissants!“

Kichernd schlenderten die Mädchen weiter. Für einen Moment fegten sie alle angesammelten Sorgen zur Seite und machten einem Regenbogen Platz, der sich in allen Farben über den Himmel zog.



„Vermächtnis“ von Wilhelm Rohwein

Diese Geschichte ist Markus Vollstedt gewidmet, einem fantastischen Lehrer, der mich durch die Schuljahre geleitet hat, die mein Leben für immer änderten. Danke.

„...des Weiteren besteht eine schwere Unwetterwarnung für den Kreis Magdwalde, die vermutlich bis zum nächsten Mittwoch andauern wird“, krächzte das Radio. Die eingebaute Digitaluhr zeigte viertel nach neun Abends. Es stand auf einem alten Holztisch in einer Ecke des kleinen Raums. Eine Lederjacke lag daneben. Zusammen mit einem Klappstuhl und einem Plattformbett bildete der Tisch die einzige Einrichtung. Das spärliche Licht kam von einer schwachen Kerze auf der Fensterbank. Die billige Tapete an den Wänden kam stellenweise herunter, darunter zeigte sich bröckelnder Putz. Es stank nach Alkohol und Kreide.

Ein rostiger Nagel über dem Bett hielt ein Jagdgewehr an einem rissigen, an mehrfach geflickten Lederriemen. Unter einem Luftzug schwang es langsam hin und her.

Schrot, dachte der Mann. *Zwei Patronen übrig – tut aber nichts.*

Er seufzte, dann nahm er einen beherzten Schluck aus der Flasche in seiner Hand. Er lehnte an der Wand mit dem offenen Fenster und blickte sehnsüchtig in Richtung der Großstadt. Wind pfeifte durchs Zimmer. Die Sonne, schon fast verdeckt vom Horizont, drang schwach durch den Sturm. Ein dichter Mischwald dehnte sich nach Osten aus.

Er drehte seinen Blick wieder in den Raum. Markus hatte sich den Norden anders vorgestellt.

Als er einen weiteren Schluck nehmen wollte, merkte er, dass die Flasche leer war.

Er fluchte leise und stellte sie neben die zahllosen anderen unter den Tisch. Mit einem weiteren Seufzer nahm er die Lederjacke vom Tisch und ging Richtung Ausgang, öffnend die quietschende Holztür.

Die Schlüssel klapperten in der Tasche. Durch das genauso trostlose Treppenhaus der alten WG trabte er genervt abwärts. Die Eingangstür war aus Glas, aber so dreckig, dass man nicht hindurchsehen konnte. Sie klackte laut beim Drehen des Schlüssels. Langsam öffnete Markus sie und streckte den Kopf um die Ecke. Niemand durfte sehen, wie er dieses Haus verließ oder betrat, es wurde schon seit Jahren von den Nachbarn gemieden, sogar gefürchtet. Die Luft war zum Glück rein.

Desinteressiert am Aberglauben der Nachbarschaft, klatschte der Regen in sein Gesicht und wurde prompt durch die stürmischen Böen noch stärker verteilt. Markus fluchte nochmals. Er klappte den Kragen der Jacke hoch.

Die Nachbarschaft war ruhig bis auf den Sturm, die meisten hatten schon das Licht ausgemacht. Er schlenderte den Bürgersteig entlang. In der Nähe war eine Bushaltestelle. Markus setzte sich schwermütig auf die Wartebank.

Eine Viertelstunde maximal, dann sollte der Bus da sein, dachte er sich. Er verschränkte die Arme und schloss die Augen.

Markus bemerkte den Anderen überhaupt nicht.

Rhythmisch trommelte der Regen gegen die gläsernen Wände der Haltestelle, Markus hätte schwören können, dass er einen Trauermarsch im Prasseln des Dachs hören konnte. Eine Laterne tauchte alles in bläuliches Licht. Markus mochte blaues Licht nicht – zu intensiv, zu unnatürlich. Die Wartezeit hier verschlafen könne er nicht. Er musste einfach abwarten.

Markus schloss die Augen und versuchte, an irgendetwas zu denken. Ehe er sich's versah, versank er in einer Spirale der Erinnerungen.

Er dachte an früher, an die besseren Zeiten. Hätte nur nicht dieser Idiot alles ruiniert ... Vor seinem inneren Auge sah Markus den Tag so deutlich wie kaum einen anderen. Ein besonders warmer März, nicht mehr als vier Jahre her.

Die Universität Wien war Markus' Tor zu einer fantastischen Zukunft gewesen. Seine Familie hatte die wenigen Ersparnisse und das Erbe seines Großvaters zusammengekratzt, um ihn dorthin zu schicken. Er war bei jeder Vorlesung, beteiligte sich rege an den Seminaren und war fast mit seiner Doktorarbeit über Nachkriegskunst fertig.

Hätte nur dieser Idiot ihm nicht dieses Angebot gemacht ... Nein: Hätte Markus nur nicht dieses sinnlose, naive Angebot angenommen. Keiner hätte gedacht, dass das simple Unterschreiben eines Stücks Papier eine solche Kette an Zerstörung auslösen würde.

Am sonnigen Mittag vor dem Vorfall hatte Markus auf einer Bank auf dem Unicampus gesessen. Herr Riegler, sein Kunstprofessor und guter Freund, lief vorbei. Riegler war ein schlaksiger alter Herr, der immer ein olivgrünes Sakko und ein kariertes Hemd trug. Mit seiner kugelrunden Brille sah er aus wie eine Eule.

Er setzte sich zu Markus erzählte, er sei zu einem Empfang eingeladen, auf dem einige der schönsten und wertvollsten Gemälde aus der Sammlung eines „gewissen Sammlers aus dem Osten“ gezeigt würden, und wolle Markus mitnehmen. Markus war begeistert und nahm die Einladung an. Der erwähnte Sammler war in der Gegend legendär, Werke von Van Gogh bis Picasso hingen in seiner Villa. Es versprach, ein wirklich einmaliges Erlebnis zu werden.

Als der Abend kam, ahnte Markus nichts. Riegler wartete vor Ort auf ihn. Die Tore zur Villa öffneten sich um Punkt 22:00 Uhr, und die Gäste betraten das elegante Gebäude aus Marmor, Schiefer und dunkelroten Ziegeln.

Zunächst lief alles wunderbar, die beiden begutachteten die Gemälde. Als sie bei Chagalls *Le Bouquet et le Tour Eiffel* ankamen, gesellte sich sogar der Sammler höchstpersönlich zu ihnen. Das Gespräch war respektvoll, schließlich war er Markus' Idol. Riegler dagegen wurde unvermittelt fahrig und hektisch. Aus seinem Anzug holte er eine Lupe hervor. Momente später fiel sie zu Boden und zerplatzte klirrend auf dem Fliesenboden. Stille senkte sich über die Besucher. Der Sammler, sichtlich irritiert, bat seine Gäste freundlich aus der Villa, die Ausstellung sei vorbei. Markus machte auch Anstalten zu gehen, aber der Sammler packte ihn an der Schulter.

Riegler hatte sich ein wenig beruhigt und begann, etwas über eine Katastrophe zu erzählen. Ein angesehenes Museum in Serbien habe dieses Gemälde gehaust, bevor es vor fünfzehn Jahren als Folge eines Bombenanschlags niederbrannte. Das Gemälde von Chagall sei angeblich darin verbrannt – doch hier hing es! Und es sei ganz sicher kein Duplikat, es könne nur ...

Der Sammler zog einen Revolver und schoss kaltblütig auf Riegler. Er war sofort tot. Schnell lud er nach und zielte auf Markus.

Dieser erstarrte.

Alexander Jestakovich war der Name des Sammlers, ein stattlicher Herr in den Fünfzigern. Nach außen ein gewöhnlicher Kunstsammler, wenn auch etwas exzentrisch. Doch das war nur Fassade.

Unter seinen Leuten galt er als Monstrum, dem selbst Kriegsverbrechen nichts bedeuten. Er hatte einen Drogenzirkel geleitet, ein europaweites Netzwerk mit Hauptsitz in Linz. Irgendwann hatte eine Schlagzeile behauptet: „Berüchtigte Drogenmafia durch Tod des Oberhaupts zerschlagen!“. Doch in Wahrheit war Jestakovich entkommen.

Das Bild, wie Jestakovich mit dem Revolver vor ihm stand, zu seinen Füßen die Leiche von Riegler, brannte sich auf ewig in Markus' Gedächtnis ein.

„Ich mag ihn nicht“, begann der Russe schließlich. Sein Akzent klebte wie Teer. „Er ist zu nervös.“ Langsam steckte Jestakovich die Waffe wieder weg. Dann machte er Markus ein Angebot: Er würde ihn in seine Ränge aufnehmen, um sicherzustellen dass er Stillschweigen bewahrte.

„Dich erwartet eine gute Bezahlung, besser als alles, was du mit einer legalen Beschäftigung kriegst“, warf er ihm hinterher, als Markus Richtung Ausgang lief.

Mit einer sanften Geste gebot der Sammler seinen Wachen, Markus zu verfolgen. Dieser rannte und rannte, bis er letztendlich bei seiner Wohnung ankam.

In blinder Panik warf er noch am selben Abend sein Handy in den Müll. Seinen spärlichen Besitz sowie die Lederjacke, die Herr Riegler ihm geschenkt hatte, warf er in eine Tasche, plünderte seine Spardose und machte sich auf gen Norden. Tagelang, mit Zügen und Bussen, zu Fuß, per Anhalter, bloß weg.

Magdwald war eigentlich keine schlechte Stadt, dachte er damals. Er suchte ein verlassenes Haus und zog dort ein. Er weinte fast täglich, und wenn nicht gerade Tränen flossen, floss der Alkohol. Das Geld ging langsam zu Ende, die Angst aber ließ nicht nach.

In jedem, absolut jedem Menschen, der auch nur den Hauch eines östlichen Akzents hatte, witterte er einen Agenten seiner Verfolger. Markus' Kraft war am Ende. Er konnte nicht weiter fliehen.

Plötzlich riss ihn ein lautes Dröhnen aus seiner Trance.

Der Bus war da, der Motor drehte hoch, als er wieder anfahren – Markus hätte ihn fast verpasst. Gerade noch rechtzeitig klammerte er sich an die Tür und stolperte hinein. Es war schön warm, und kaum jemand war im Bus. Die einzigen Passagiere waren eine alte Dame, die etwas strickte, ein dicker, bärtiger Mann in Fischerhose, und ... ein seltsam formal gekleideter Gentleman in einem schwarzen Sakko, bordeauxrotem Hemd und einem silbern glänzenden Pin an der rechten Brusttasche. Ein rötlicher Stockschild lag neben ihm. Er passte überhaupt nicht in diese Szenerie.

Markus' Augen weiteten sich. Er dachte an das Jagdgewehr in der WG.

Tja, das war's. Das ist mein Ende. Nicht mal mehr einen Versuch wert. Ich bin tot, ich bin ein Toter, schoss es ihm durch den Kopf.

Zitternd, mit kaltem Schweiß auf der Stirn, setzte er sich auf einen der blauen Filzsitze des Busses. Er klebte an ihm wie Spinnweben.

Eine gefühlte Ewigkeit später stieg Markus einfach aus. Die Haltestelle war mitten im Nirgendwo, vorne ein Stoppelfeld, hinten dichter Wald. Natürlich stieg der Mann im Anzug auch aus. Er räusperte sich.

„Tu's schnell“, sagte Markus laut, ohne sich umzudrehen. „Ich will nicht mal mehr wegrennen. Ich brauche keinen Alkohol, keinen ... keinen Abschied.“ Er begann hysterisch zu lachen. Vielleicht weinte er auch, sein hoffnungsloses Geheule war schwer zu deuten.

„Klappe“, antwortete der Mann barsch. „Ich soll dich nicht töten.“

„Oh, dann willst du mich wohl zu deinem Herrchen bringen, damit er mich töten kann?“

Der Mann blieb stumm.

„Du ... Du arbeitest doch für diesen verdammten Russen, oder? Na los, wie viel zahlen sie dir?“ Markus' Stimme brach. Er verbarg sein Gesicht in den Händen und heulte weiter.

„Hör mir jetzt genau zu“, begann der Mann ernst. „Ich komme im Namen deines Großvaters.“

Markus verstummte schlagartig. Jetzt erst fiel ihm auf, dass der Mann gar keinen Akzent hatte.

„Du musst wissen, dass dein Großvater mehr als Geld zurückließ.“

„Was, bitte, soll das heißen?“

„Das heißt, er gründete eine Untergrund-Organisation, deren Ziel es ist, gestohlene Kunst zu finden und zurückzubringen. Wir wissen, was damals in Wien passiert ist. Jestakovich ist eine unserer wichtigsten Zielpersonen. Schon lange beobachten wir seine Machenschaften ... und, offen gesagt, auch deine.“

Markus war überfordert. Er konnte wegen des Alkohols in seinem Blut nicht klar denken, erst recht nicht, wenn man ihn mit solchen Mengen an Information überschüttete. Unsicher sagte er: „Und was wollt ihr von mir?“ Als der Andere nicht sofort antwortete, fügte er hinzu: „Ich versuche, aus diesem ganzen Mist zu entkommen, oder wenigstens mein verdammtes Leben zu behalten!“

Der Regen klang langsam ab. Das Trommeln der Tropfen ließ nach.

„Großvater ist doch schon seit sechs Jahren tot. Er war ein bescheidener Museumskurator, nichts weiter. Was für eine Organisation denn bitte? In seiner Freizeit saß er im Garten und bewunderte die Rosen – tagein, tagaus“, Markus schüttelte den Kopf. „Was mache ich hier überhaupt? Ich rede klatschnass mit einem Armani-Kerl, der aus dem Nichts erschienen ist, über meinen toten Großvater! Ich bin ... Halluziniere ich? Was zum Teufel ist hier überhaupt los?“ Er begann erneut, panisch zu heulen.

Der Mann sah ihn mit einer Mischung aus Verwirrung und Ekel an, wie eine frisch geschlüpfte Made. Dann holte er gelassen sein Handy heraus, sprach ein paar Worte hinein und starrte Markus stumm weiter an.

Kaum eine Minute verging, dann hielt flüsterleise ein schwarzer Mercedes-Benz neben ihnen, S-Klasse. Der Mann packte Markus an der Schulter.

„Lass uns fahren. Ich erkläre dir alles Weitere später. Und falls du mir nicht glaubst, habe ich hier noch etwas für dich ...“ Der Mann zog einen vergilbten Briefumschlag aus seinem Sakko. Auf der Rückseite stand, in der charakteristischen Handschrift von Markus' Großvater: „Für meinen Enkel M., falls er mal in Schwierigkeiten steckt.“

Empört, verwirrt, aber zugleich neugierig schnappte Markus den Brief aus seiner Hand.

Daraufhin zog der Mann Markus ins Auto und schloss die Tür, hastig und laut.

„Du hast während der Fahrt genug Zeit zum Lesen“, erklärte er und fügte hinzu: „Du stinkst nach billigem Fusel. Nimm dir 'nen Kaugummi.“

Als sie saßen, zog der Mann ein Blechdöschen aus seinem Anzug und bot Markus einen toffeebraunen Kaugummi an. Er roch nach altem Lakritz, überdeckte sogar den Lederduft im Innenraum des Wagens.

„Nein? Na ja, dein Problem“, meinte der Mann, als Markus den Kopf schüttelte. „Dann wollen wir mal.“

Das tiefe Brummen des Motors hallte durch die Nacht, als sie in die Dunkelheit davonglitten.

Fortsetzung folgt in „Vermächtnis – Die Jagd beginnt“

„Eiskalt“ von Hannah Schumacher

„Ich kann mich an nichts erinnern“, meine Stimme klingt rau. Der Beamte nickt verständnisvoll. Ich versuche sein Namensschild zu entziffern, aber mir ist schwindelig und das grelle Licht blendet mich. Er spricht langsam, wie als würde er mit einem Kleinkind reden:

„Sind Sie sicher, dass sie sich an nichts erinnern können?“ Leicht genervt entgegne ich zum fünften Mal:

„Nein, an nichts“

Bevor die Fragestunde des Horrors weitergehen kann, klopft es an der Tür und ein zweiter Polizist betritt den Raum. Als er mich erblickt, lächelt er warm, hält mir seine Hand hin und stellt sich vor:

„Brown, James Brown, du kannst mich James nennen, ...“ Ich lächle ebenfalls, als mir auffällt, dass ich mich wieder an meinen Namen erinnern kann.

„Diana“, erwidere ich. James lächelt aufmunternd:

„Du erinnerst dich schon an deinen Namen; die meisten Erinnerungen kommen nach einem Gedächtnisverlust in den darauffolgenden Tagen zurück.“

Harry (der Schwindel ist soweit abgeflaut, dass ich wieder lesen kann) räuspert sich:

„Das bleibt trotzdem problematisch, da wir sie im Blick behalten müssen, denn sobald sie weiß was passiert ist, brauchen wir ihre Erinnerungen vollumfänglich. Zudem haben wir keine Zeit zu warten, bis ihre Erinnerungen von alleine zurückkommen.“

„Wir könnten sie bei den Ermittlungen mitnehmen. Vielleicht können wir so einen Auslöser, für ihre Erinnerungen finden und sie wäre in unserer unmittelbaren Nähe, wenn es so weit wäre.“

Harry seufzt: „An sich ein guter Ansatz, aber viel zu gefährlich. Was wenn ihr etwas passiert?“

„Wird es nicht, wir nehmen sie nur zu ungefährlichen Einheiten mit und testen, ob Ermittlungsergebnisse Erinnerungen auslösen.“

Daraufhin verwickeln sich die beiden in eine Diskussion. Ich blende ihre Stimmen aus und gehe noch einmal durch was heute passiert ist:

Das Erste an das ich mich erinnern kann ist, dass ich ohne Erinnerungen aufgewacht bin, nichts Neues also. Um mich herum war der Horror los, überall standen Leute in weißen Kitteln und ein Polizist beugte sich über mich. Außerdem war da die Leiche.

Bei dem Gedanken daran zieht sich mein Magen schmerzhaft zusammen. Sie kam mir schrecklich vertraut vor. Ich weiß noch, dass ich nicht begriff was vor sich ging, bis ich in dem Auto saß und mir erklärt wurde, dass eine Leiche gefunden worden sei, weshalb sie einen Anruf erhalten haben. Woraufhin sie hergefahren seien und mich bewusstlos neben der Leiche entdeckt haben.

Als wir ankamen wurde mir etwas zu trinken gebracht und ich wurde befragt.

Eine Welle von Erschöpfung breitet sich in mir aus. Mir tut alles weh und ich bin müde.

Ich schrecke auf, als ich an der Schulter wachgerüttelt werde.

„Hm?“

Ich blinzele zweimal verschlafen und entdecke Harry und James, die ihre Diskussion anscheinend beendet haben. Harry zieht ein saures Gesicht, als er mir mitteilt:

„Eben war unser Chef hier; du wirst bis du dein Gedächtnis wieder hast, in einem Gästezimmer im Revier schlafen und zwei Beamte werden abwechselnd auf dich aufpassen und sich um dich kümmern.“

Harry zieht eine Grimasse, als er ergänzt:

„Die zwei sind wohl wir.“

„Tut mir leid, dass ich so eine Belastung bin“, erwidere ich schnippisch.

James geht dazwischen, bevor die Situation eskalieren kann.

„Du bist keine Belastung, denn du hilfst uns bei den Ermittlungen.“

Morgen werden wir den Tatort besichtigen.

Wir sind alle müde und es war ein langer Tag.“ Er bedenkt mich mit einem mitleidigen Blick. „Komm wir zeigen dir dein Zimmer.“

Die Fahrt zum Tatort, welcher in einem kleinen Dorf in der Nähe der Polizeiwache liegt, verläuft ereignislos. Ich sitze die ganze Fahrt über angespannt auf der Rückbank und denke mit Schrecken an das, was mich erwartet.

Aber ich mache mir ganz umsonst Sorgen. Als wir ankommen, steigen wir aus und ich sehe mich in der Straße um, hier liegen zwei freistehende Häuser, dank Harry und James weiß ich, dass beide unbewohnt sind.

Während wir um das Haus herum zum Garten laufen, in dem die Leiche gefunden wurde, berichtet Harry, die Spurensicherung meinte, dass in dem Haus seit längerer Zeit niemand wohnen würde, aber regelmäßig jemand zu Besuch kommen und das Haus putzen müsse, da keine Fingerabdrücke, geschweige denn andere Spuren von früheren Bewohnern zu finden seien.

Als er beginnt über den Zustand der Leiche zu reden, schalte ich ab.

Wir sind im Garten angekommen, dieser ist jedoch nicht verwildert. Alle Büsche und Sträucher sind sorgfältig gestutzt, das Gras saftig und obwohl Winter ist blühen in der Ecke ein paar weiße Rosen.

Ich erkenne die Stelle an der die Leiche gefunden wurde; das Gras ist plattgedrückt und darauf sind Blutspuren zu sehen. Mir wird kurz schlecht und in meinem Kopf erscheint unweigerlich das Bild des toten Jungen, bevor ich mich wieder beruhige. James beobachtet mich gespannt, sagt aber nichts und hält mir die Terrassentür auf.

Im Haus ist es gespenstisch still, alles sieht alt und abgenutzt aus, aber mir fällt auf, dass wie Harry meinte der Staub fehlt. Dieser räuspert sich:

„Sieh dich um. Lass dir Zeit. Wir warten solange draußen, wir haben uns gestern schon umgesehen.“

Ich murmele eine unverständliche Antwort und sehe mich kurz im Wohnzimmer sowie der angrenzenden Küche um, aber es verschlägt mich nach oben. Ich kann das Gefühl nicht beschreiben, aber alles kommt mir auf eine seltsame Art und Weise vertraut vor.

Ich steige die knarrenden Treppenstufen hinauf. Es gibt keine weitere Treppe nur drei Türen.

Am Ende des Flurs liegt eine Tür, die mir das Blut in den Adern gefrieren lässt. Ich kann nicht sagen warum, aber sie hat eine unheilvolle Ausstrahlung. Ich beschließe dort als letztes hineinzugehen. Stattdessen öffne ich vorsichtig die gegenüberliegende Tür, sie qietscht leise; ich verdrehe die Augen; in Horrorfilmen ist Quietschen immer ein ganz tolles Zeichen. Vorsichtig taste ich nach dem Lichtschalter und drücke ihn.

Der Raum scheint ein Kinderzimmer zu sein, darin stehen zwei Kinderbetten und ein Laufstall, zudem noch ein hell gestrichener Kleiderschrank, der Boden besteht aus teilweise morschen Holzdielen. Zuerst sehe ich nach dem Kleiderschrank, ich öffne ihn vorsichtig, er ist leer. Dann betrachte ich die Betten, welche ebenfalls bis auf die Matratzen leer sind. Als ich mich zum Laufstall umwenden will, stolpere ich über eine Bodendiele und halte inne; sie sieht exakt so aus wie die anderen, aber ich kann sie nach einigem Probieren anheben.

Die Diele hat ein kleines Fach verdeckt, in dem ein unscheinbares, in Leder gebundenes Notizbuch liegt. Mein Herz setzt aus, ich weiß, dass in diesem Notizbuch steht was wir suchen. Ich will schon James und Harry rufen, als ein innerer Instinkt mir davon abrät.

Ich kann ihnen das Notizbuch auch noch später zeigen. Gedankenverloren stecke ich es ein, befestige die Diele und steige wieder die Treppe hinunter. Erst als James im Auto fragt, ob ich etwas gefunden habe, fällt mir die unheilvolle Tür wieder ein. Aber ich schüttle den Kopf.

Ich tigere in meinem „Zimmer“ auf und ab, bis ich mich schließlich aufs Bett setze, das Notizbuch in der Hand. Ich traue mich nicht recht es zu lesen, ich habe zu viel Angst vor dem was darin stehen könnte. Außerdem ist mir bei genauerer Betrachtung aufgefallen, dass auf dem

Rücken in ordentlichen Druckbuchstaben Tagebuch steht und ich habe wirklich keine Lust die Tagebücher fremder Leute zu lesen.

Plötzlich erscheint ein Bild in meinem Kopf; ein kleiner Innenhof mit einem Brunnen in der Mitte. In mir steigt das unüberwindbare Verlangen auf, dort hinzugelangen. Bevor mir klar wird was ich tue, habe ich schon Schuhe und Jacke angezogen und springe aus dem glücklicherweise niedriggelegenen Fenster.

Das Notizbuch habe ich auf mein Bett gelegt, das kann warten. Kurz überlege ich Harry und James zum Mitkommen zu überreden. Aber die beiden haben schon genug Arbeit mit mir, zudem habe ich das Gefühl das allein tun zu müssen.

Ich weiß, dass der Hof nicht weit entfernt ist und wohin ich laufen muss. Nach zwanzig Minuten kann ich schon das Plätschern des Brunnens hören.

James hatte Recht, die Erinnerungen kommen zurück.

Ich wache auf, ich weiß nicht wo ich bin und ich weiß nicht wer ich bin. Aber ich habe Angst. Alles tut weh, vor allem mein Hals. Ein kurzes Bild blitzt in meinem Kopf auf, verschwindet aber wieder ehe ich hätte erkennen können, worum es sich handelt.

Vorsichtig stehe ich auf und stütze mich an dem hübschen, kleinen Brunnen ab, in dessen Wasser ich mein Spiegelbild betrachte. Strähnen meiner dunklen Haare, die sich aus meinem Zopf gelöst haben, fallen in mein auffällig blasses Gesicht. Mein Blick fällt auf meinen Hals, verwirrt beuge ich mich näher. Dort zeichnen sich seltsame dunkle Abdrücke ab, in Formen die ich wiedererkenne, aber nicht zuordnen kann.

Da bemerke ich etwas am Rande meines Sichtfeldes, ehe ich weiß wie mir geschieht, lasse ich mich zurück ins Gras fallen.

Die Angst, die ich fast verdrängt hatte kommt zurück. Ich rede mir ein, dass das nicht sein kann, dass es eine Illusion ist, meine Hände krallen sich krampfhaft in das Gras, ich habe einen metallischen Geschmack im Mund.

Allmählich beruhige ich mich. Ich muss recht haben, das kann nicht sein. Schwerfällig robbe ich auf das zusammengekauerte Ding zu. Ich beuge mich darüber und ein Schrei entweicht meiner Kehle; ich sehe in ein totes, vor Schmerz verzehrtes Gesicht.

Mein Herz setzt aus, der metallische Geschmack in meinem Mund wird unerträglich und ich muss würgen. Mir wird klar, dass die Abdrücke an meinem Hals Würgespuren sind und der Mörder mich zu früh für tot gehalten haben muss. Unkontrolliert zitternd versuche ich von der Leiche wegzukommen, als sich zwei Gestalten nähern.

„Alles ist gut, Diana“, höre ich eine ruhige Stimme sagen. Ich blicke auf, vor mir stehen Harry und James. Erleichterung durchflutet mich, aber diese hält nicht lang an. Meine Stimme klingt panisch und schrill:

„Nichts ist gut, er wollte mich umbringen er war hier, die Leiche“, ich deute in Richtung des toten Mannes, mir ist klar, dass ich wirres Zeug reden muss.

„Wir wissen wer der Mörder ist“, Harry tauscht einen Blick mit seinem Kollegen. Bei der Erwähnung der Leiche runzelt Harry besorgt die Stirn und geht hinüber, als er zurückkommt meint er:

„Ich habe die Spurensicherung schon gerufen und Fotos gemacht. Allem Anschein nach wurde er hiermit ermordet“ Er tauscht einen vielsagenden Blick mit James und hält einen silbernen Dolch hoch, um dessen Griff sich eine Schlange windet, deren Augen Smaragdsplitter bilden.

Ich schnappe nach Luft, der Dolch kommt mir bekannt vor. Aber woher? Erschrocken presse ich die Hände auf die Schläfen. Ein Bild erfüllt meinen Kopf. Dort liegt eine hübsche Frau, ich würde sie auf 45 schätzen, ihre blonden Haare unter ihr ausgebreitet, den Blick aus ihren grünen Augen, meinen Augen, starr an die Decke gerichtet, in ihrem Bauch steckt der Dolch.

Ich beginne zu schreien. Der Schmerz droht mich zu zerreißen, meine Augen füllen sich mit Tränen, ich versuche das Bild aus meinem Kopf zu verdrängen, aber es hat sich dort für immer eingebrannt. Mein kompletter Körper zuckt und gehorcht mir nicht mehr.

Auf einmal verspüre ich das Bedürfnis zu lachen. Harry und James werfen sich besorgte Blicke zu. James ist aufgesprungen um meinen Körper festzuhalten, den unregelmäßige Zuckungen durchlaufen. Er tauscht noch einen verunsicherten Blick mit Harry, dann erklärt dieser bestimmt „Sie steht unter Schock“, und sie tragen mich zum Auto.

Dort werde ich ohnmächtig, immer noch das Bild meiner Mutter Elena vor dem inneren Auge.

Ich spüre weder Bedauern noch Genugtuung. Desinteressiert beuge ich mich über seine Leiche, der Dolch steckte noch in seinem Brustkorb. Anscheinend hat er die Lunge und einen Teil der linken Herzkammer durchbohrt, wie ich feststelle. Es hätte mich nicht weniger interessieren können.

Ich strecke die Hand aus und umfasse den kühlen silbernen Griff des Dolches. Eine leise Stimme in meinem Kopf flüstert lauernd:

„Was wäre wohl passiert, wenn du es nicht getan hättest?“

Ich wische die Stimme beiseite, sie lässt mich völlig kalt. Was ich getan habe lässt sich nicht ändern und ich bereue es nicht. Wie könnte ich das? Die Frage hallt verbittert in meinem Kopf wieder. Für einen Moment spüre ich etwas von der alten, brennenden Wut, doch sie weicht wieder der gefühlsschluckenden Leere und Bitterkeit.

Langsam schreite ich auf den kleinen Springbrunnen zu, um meine Hände zu reinigen, von denen das Blut wie in Zeitlupe auf den steinigen Boden des Innenhofs tropft und sich dort verteilt. Ich betrachte das blutige Messer in meinen Händen. Ich bin völlig ruhig. Aber es ist keine angenehme Ruhe. Sondern eine Ruhe vor dem Sturm. Mein bisher regungsloses Gesicht, verzieht sich zu einem grausamen Grinsen.

Alles ist dunkel, ich liege, vermutlich in meinem „Zimmer“ und versuche mich zu erinnern was passiert ist. Da prasseln die Geschehnisse der vergangenen Tage auf mich ein; die Leichen, der Hof, Harry und James wissen wer der Mörder ist. Ich seufze erleichtert, aber mein Gedankengang wird von Schritten und Stimmen unterbrochen.

„Natürlich“, höre ich eine sympathische Stimme sagen. Die Schritte verstummen.

Die Stimme von vorhin fragt: „Und diese hier?“ Eine zweite Stimme erklingt, sie wirkt betroffen:

„Eine sehr traurige Geschichte. Zwei Polizisten haben sie in Gewahrsam genommen, sie konnte sie mithilfe ihres Tagebuchs ermitteln.“ In meinem Kopf sehe ich das ledergebundene Notizbuch.

Als mir klar wird, dass auf dem Polizeirevier auch Zellen sind und die Mörderin in meiner Nähe sein muss, wird mir schlecht.

Bevor ich zu Ende denken kann, erläutert Stimme Nr. 2:

„Sie hat mit ihrer Mutter, ihrem Vater und ihrem Bruder in einem kleinen Haus gelebt.

Der Vater, Gabriel, hat ihre Mutter und sie geschlagen. Sie hat ein sehr enges Verhältnis zu ihrer Mutter und ihrem älteren Bruder Alec gehabt, obwohl Alec nie etwas gegen ihren Vater unternommen hat.

Abends hat sie mit ihrem Bruder Pläne gemacht, wie sie den Fängen ihres Vaters entkommen würden. Als sie ungefähr sechs gewesen ist, stand ihr Vater mit Koffern auf dem Flur und hat verkündet, er würde diese kranke Familie verlassen. Sie konnten ihr Glück kaum fassen, bis er Alec befahl, mit ihm zu kommen. Ihre Mutter hat sich ihrem Vater in den Weg gestellt und ihm gedroht, zur Polizei zu gehen, wenn er Alec nicht in Ruhe ließe.

Daraufhin hat der Vater der Mutter einen Dolch in den Bauch gerammt und hat Alec 10 Minuten Zeit gegeben mit ihm zu kommen.

Und anstatt seiner Schwester zu helfen, ihre Mutter zu verarzten, ist er mit seinem Vater gegangen und die Mutter ist verblutet. Die Tochter ist drei Tage mit dem Leichnam im Haus

geblieben, wodurch sie schwere psychische Schäden erlitten hat. Nach den drei Tagen hat sie ihre Mutter im Garten vergraben und weiße Rosen auf ihr Grab gepflanzt.

Sie hat nicht mehr im Haus gewohnt, aber ist regelmäßig hergekommen, um es zu putzen und den Garten zu pflegen. Als ihr Bruder Alec das Haus besucht hat, brachte sie ihn aufgrund ihrer psychischen Schäden um. Genau wie kurze Zeit später ihren Vater Gabriel, den sie in dem Hof erwischte, in dem er jeden Abend Zeit verbrachte.“

Sie seufzt: „Dianas Geschichte ist wirklich bedauernswert.“ Die Erkenntnis trifft mich mit einem kalten Schlag. Nein, das ist nicht wahr.

Ich bin verzweifelt, es kann einfach nicht sein. Mir kommen die Tränen, aber ich erinnere mich, wie ich zusah, wie sie Elena umbrachten und wie ich sie umbrachte.

Seltsamerweise überkommt mich eine eiskalte Ruhe.

„Sie wird immer wieder alles vergessen, aber die Erinnerungen werden wieder und wieder zurückkommen. Wahnsinn ist keine Krankheit, er ist ein Schutzschild vor Dingen, die die Seele nicht ertragen kann.“

Gabriel

Ich betrete den kleinen Innenhof mit dem runden Brunnen in der Mitte, wie jeden Abend, dort betrachte ich die mit dem schwindenden Licht der Dämmerung länger werdenden Schatten. Ich weiß nicht wie lange ich dort stehe und meinen gespenstisch weißen Atemwolken nachblicke, wie sie in den Himmel aufsteigen.

Ich fröstele. Mit jeder weiteren Minute wird mir kälter und unbehaglicher zumute.

Ein kalter Schauer läuft über meinen Rücken, in mir steigt das Gefühl auf beobachtet zu werden. Ich merke, dass die Unruhe zu Angst wird, die nun kalt in mir aufsteigt und mich bewegungsunfähig macht.

Plötzlich tritt eine Gestalt hinter einer der Säulen hervor, die die Gebäude um den Hof herum stützen. Mein Herz setzt aus als ich erkenne wen ich vor mir habe.

Wenn das vorher Angst war, dann ist das jetzt pure Panik. Ich stehe da wie vom Blitz getroffen, vollkommen bewegungsunfähig. Das Hämmern meines Herzens und das Rauschen in meinen Ohren übertönen fast ihre Worte. Ihre Stimme ist sanft, aber dennoch eisig:

„Hast du etwa nicht damit gerechnet mir noch einmal zu begegnen?“ Ich kann nicht heraushören, ob in ihren Worten eine Drohung mitschwingt.

Da fällt mir auf, dass ich geschrien haben muss. Es interessiert mich auch nicht, ich will einfach nur noch weg. Aber ich stehe stocksteif, am ganzen Körper zitternd da, einen bitteren Geschmack im Mund und bin unfähig mich zu rühren, geschweige denn wegzurennen. Dennoch bringe ich stotternd und zitternd ein einziges Wort heraus, so leise, dass man es kaum vernehmen kann: „Bitte“. Sie tritt auf mich zu bis sie direkt vor mir steht.

Da fällt meine Aufmerksamkeit auf den Dolch in ihrer Hand, aber ich bleibe stocksteif stehen, unfähig mich zu bewegen. Mit einer geschmeidigen Bewegung hebt sie ihren Dolch und fährt langsam die Konturen meines Gesichtes nach, über das heiße Tränen laufen, die auf meiner Haut brennen. Gemächlich lässt sie den Dolch sinken und nimmt mein Kinn in die Hand, sodass ich einen festen Druck auf meinem Kiefer spüre.

Ihre sonst regungslosen Augen, Augen die einst so hoffnungsvoll und warm ausgesehen haben, glühen vor Wut. Ehe ich realisieren kann was geschieht, ragt der Dolch aus meiner Brust und Heißes Blut durchtränkt meine Kleidung. Ich versuche festzuhalten, meine Hände umschließen ihren Hals, aber sie rutschen langsam ab.

Dann sehe ich mich am Boden liegen, ich sehe sie über mich gebeugt, wie sie mit ihrer Hand über die Wunde fährt, wobei Blut an ihrer Handfläche kleben bleibt. Das Letzte was ich wahrnehme bevor sich alles auflöst ist, wie sie mit engelsgleicher Stimme, „Jeder bekommt das was er verdient“, murmelt.

3 Monate später

Der Wind peitscht mir ins Gesicht, in meiner Hand halte ich eine weiße Rose, ihre Lieblingsblumen.

Bei dem Gedanken erfüllen mich Wehmut und Trost. Meine Haare, die ich auf Schulterlänge abgeschnitten habe, flattern im Wind. Ich bin bereit.

Ich sehe nach unten, es geht 300 Meter in die Tiefe, niemand könnte diesen Sturz überleben. Ich trete einen Schritt auf die Kante zu. Ein freudiges Lachen steigt in meiner Brust auf. Ich bin Zentimeter vom Tod entfernt.

Die Grenze zwischen Leben und Tod ist dünn, hier oben ist so eine Grenze im wahrsten Sinne des Wortes, die Grenze des Dachs.

Ich habe Frieden gefunden. Ich rieche an der Rose. Ein Gefühl von Glück wogt durch meinen Körper. Ich bin bereit ihr zu folgen.

Ich atme ein letztes Mal tief ein.

Und trete über die Grenze.

„Das Namenlose Kind“ von Leonie Steinbrecher

Für die Schreibgesandten.

Und für meine Oma, die mich immer ermutigt, kreativ zu sein.

Kapitel 1 – Eine besondere Begegnung

Frau Loyka wollte zu Mittag eine Nudelsuppe kochen, doch ihr waren die Gewürze ausgegangen. So schickte sie mich los, um im Supermarkt die nötigen Sachen zu besorgen. Dagegen hatte ich nichts, denn oft war es sehr langweilig hier in unserem kleinen Dorf. Nie war etwas los.

Da Skorzenno nicht besonders groß war, hatte ich keinen langen Weg. Draußen war alles feucht, man sah den Tau auf den Pflanzen, da es am Vortag geregnet hatte. Ich lief an zahlreichen Häusern und unserer einzigen Bäckerei vorbei, von wo ich leckere Brötchen roch.

Über die breite Hauptstraße und dann einmal links. Ich musste einigen Pfützen auf dem unebenen Boden ausweichen, die so groß waren, dass ich bis zum Knöchel darin verschwinden können.

Das Lebensmittelgeschäft befand sich gleich auf der anderen Seite einer schmalen Straße. Ich überquerte sie und betrat den kleinen Laden. Sofort stieg mir ein köstlicher Duft in die Nase. Da ich nicht in Eile war, schlenderte ich gemütlich die Gänge entlang. Der Laden war frisch renoviert, weshalb alles wie neu aussah. Selbst der Boden glänzte im Licht der Neonröhren an der Decke. Ich streifte von einem Gang zum anderen. Viel zu schnell hatte ich fast alles beisammen. Nur noch die Nudeln fehlten. Als ich den Gang mit den Teigwaren betrat, blieb ich wie angewurzelt stehen.

Nanu, Wer ist denn das?, fragte ich mich und starrte die Person vor mir an.

Sie stand vor dem Regal und schaute auf einen Artikel.

Der Mann hatte dunkle, fast rabenschwarze, leicht fettige Haare, die ihm strähnig ins blasse Gesicht und über die dunkle Brille fielen. Außerdem war er viel zu warm angezogen mit seinem langen Mantel.

Was mich am meisten wunderte war, dass es mir so vorkam, als würde ich ihn kennen. Meine Schläfe pochte schmerzhaft, als wolle sie mir etwas mitteilen. Doch ehe ich weiter darüber nachdenken konnte, drehte sich der Unbekannte zu mir um und starrte mich an. Sein Mund klappte auf und entblößte scharfe spitze Zähne, die aussahen wie die eines Vampirs.

Erschrocken wich ich zurück.

Der Mann murmelte etwas und verschwand dann schnell im Gang mit den Fertiggerichten.

Was war das denn gewesen?

Ich strich mir eine blonde Strähne aus dem Gesicht und lief zittrig und verwirrt zur Kasse. Ganz in Gedanken an den Unbekannten verpasste ich prompt meinen Einsatz.

„24 Złoty bitte“, verlangte die Kassiererin.

Hastig bezahlte ich und verschwand aus dem Laden.

Zu Hause angekommen, brachte ich Frau Loyka den Einkauf und begab mich auf direktem Weg in mein Zimmer. Dort ließ ich mich aufs Bett fallen. Es war wohl frisch bezogen, da es herrlich nach Waschmittel duftete. Die Decke war am Fußende ordentlich zusammengelegt.

Den restlichen Tag verbrachte ich damit, mein Zimmer aufzuräumen, da es total unordentlich war – wofür Frau Loyka mich schon oft ausgeschimpft hatte. Anschließend versuchte ich, etwas zu malen. Doch wie schon beim Aufräumen schweiften meine Gedanken immer wieder zu dem seltsamen Mann.

Bis in den Abend rätselte ich, woher er mir bekannt vorkam. Als es schließlich dunkel wurde, ging ich hinunter zu Frau Loyka.

Frau Loyka war eine junge Frau, die sich, seit ich denken konnte, um mich kümmerte. Wir sahen uns kein bisschen ähnlich, weshalb für alle, die uns sahen, gleich klar war, dass sie nicht meine leibliche Mutter war. An meine echten Eltern konnte ich mich nicht erinnern, für mich hatte es immer nur Frau Loyka gegeben. Sie war eine nette Frau. Sie kümmerte sich gut um mich, doch ich hätte gerne auch einmal meine echten Eltern kennengelernt. Natürlich sprach ich mit ihr nicht darüber. Genauso wenig erzählte ich ihr heute von dem merkwürdigen Unbekannten, den ich beim Einkaufen getroffen hatte. Am Ende behauptete sie vielleicht, ich hätte mir das nur ausgedacht.

In der Küche roch es nach Suppe. *Lecker!*

„Guten Appetit“, wünschte Frau Loyka mir.

„Danke, gleichfalls!“

Am Esstisch sprachen wir nicht. Leise aßen wir unsere Suppe.

Wie jeden Abend ging ich danach direkt zu Bett. Einen Gutenachtkuss bekam ich nicht, auch wie üblich.

Ich lief mit Schwung die große Wendeltreppe hinauf, vorbei an unzähligen Bilderrahmen und Dekofiguren, auf direktem Weg in mein Zimmer. Bereit fürs Bett war ich definitiv. Das Einzige, was natürlich noch erledigt werden musste, war das Packen meiner Schultasche. Es war das letzte Mal für diesen Monat, denn dann waren endlich Ferien. Ferien fand ich super. Nur manchmal wurde es mir dann langweilig.

Doch jetzt ging ich erst mal zu Bett.

Mein Bett war groß und unheimlich bequem – was vermutlich daran lag, dass ich eine Menge großer und kleiner Kissen darin hatte. Die sahen alle total ulkig aus.

Ich ließ mich ins Bett fallen und kuschelte mich unter die duftende Decke, schnappte ich mir eins meiner Lieblingskissen, drückte mein blasses Gesicht hinein und sog den Geruch ein. Dann drehte ich mich so auf die Seite, dass ich einen guten Blick aus dem Fenster hatte. Nun hieß es warten.

Jeden Abend, wenn ich zu Bett ging, kam eine wunderschöne Eule an mein Fenster. Sie verweilte dort, bis ich eingeschlafen war. Wenn ich morgens aufstand, war sie fort. Oft stellte ich mir vor, dass sie kam, um mich zu trösten und mir eine gute Nacht zu wünschen.

Auch in dieser Nacht erschien sie und landete auf dem Fenstersims. Dort machte sie es sich bequem und putzte ihr Gefieder.

Ein Weilchen beobachtete ich die weißen im Mondlicht schimmernden Federn der Eule. Es dauerte nicht lange, dann fielen mir die Augen zu.

Kapitel 2 – Ein ungewöhnlicher Schultag

Früh am Morgen schlug ich die Augen auf. Noch bevor der Wecker piepsen konnte, war ich schon angezogen und auf dem Weg nach unten., um zu frühstücken.

Unten war Frau Loyka schon fertig mit dem Spiegelei, das ich jeden Morgen aß. Sogar mein Pausenbrot war schon fertig belegt und musste nur noch eingepackt werden.

„Guten Morgen, Frau Loyka“, begrüßte ich sie.

Da die Küche nicht besonders groß war, wie alles andere im Haus auch, wartete ich geduldig im Türrahmen, bis Frau Loyka zur Seite ging.

„Morgen, Kindchen. Essen ist fertig, du kannst schon loslegen“, sagte sie und deutete auf meinen Platz.

Ich nickte und setzte mich. „Willst du nichts essen?“, fragte ich sie, da sie normalerweise immer zusammen mit mir aß.

„Nein, ich habe schon gegessen. Ich habe gleich einen Arzttermin. Du musst dich also ein bisschen beeilen.“

„Kein Problem, bin schon fertig!“. Ich stand auf, um meine Schulsachen zu holen.

Der Ablauf war eigentlich immer der Gleiche: Früh morgens stand ich auf, frühstückte gemeinsam mit meiner Pflegemutter, und danach brachte sie mich zur Schule.

In die Schule ging ich nicht gerne, weil ich von den anderen Kindern geärgert wurde. Ich war nämlich nicht wie die anderen Kinder. Ich war anders.

Ich hatte keinen Namen.

Das hörte sich vielleicht komisch an, aber es war eben so. Vielleicht fragst du dich, warum ich nicht einfach einen neuen Namen bekam. Na ja, so einfach ging das nicht. Denn eine Geburt war bei uns etwas Besonderes. Jeder bekam seinen Namen als Geschenk. Ohne ihn konnten wir nicht existieren. Es war ein wahres Wunder, dass ich überhaupt lebte.

Seit ich denken konnte, wohnte ich bei Frau Loyka. Dort wurde ich immer „Kindchen“ oder „du da“ gerufen. Wo ich herkam oder vorher gewesen war, wusste ich nicht. Ich wusste nur, dass Frau Loyka mich irgendwann in der Nähe des Grenzzauns gefunden hatte. Ohne Namen.

Es nervte mich, keinen Namen zu haben, doch mit der Zeit gewöhnte ich mich daran. Anfangs hatte ich nach meinem Namen gesucht, die Suche hatte ich jedoch sehr schnell aufgegeben, weil es einfach sinnlos war. Egal, was ich versuchte, ich fand keine Spur des Schattenmannes.

In unserem Dorf erzählte man sich nämlich eine Geschichte. Die Geschichte vom Schattenmann. Es hieß, der Schattenmann hause in dem dunklen Wald am Ende des Dorfes. Von dort komme er, um sich unsere Namen zu holen. Keiner wusste, wen es treffen würde oder warum.

Das machte die Geschichte irgendwie unglauwbwürdig. Dennoch traute sich niemand weiter als bis zum Grenzzaun, der den Wald in zwei Bereiche teilte. Was jenseits davon lag, wusste niemand.

In der Schule angekommen, machte ich zwei seltsame Entdeckungen: Zum einen hockte die Eule, die abends immer an meinem Fenster saß, direkt in dem Baum vor dem Eingang meiner kleinen Schule. Ich stutzte und fragte mich, was sie dort zu suchen hatte. Zum andern sah ich verwundert den mysteriösen Unbekannten über den Pausenhof marschieren und in Richtung der Toiletten verschwinden. Kurz spielte ich mit dem Gedanken ihm zu folgen, doch da kündigte die Schulklingel den Unterricht an.

Ich verabschiedete mich von Frau Loyka und machte mich auf den Weg zu meinem Klassensaal. Meine Klasse war immer laut und nervig, weswegen die Lehrer nicht gerne bei uns unterrichteten.

Der Klassensaal war wie immer ordentlich aufgeräumt. An den Fenstern klebte die Deko, die wir in der letzten Kunststunde gebastelt hatten. Bunte Blätter in verschiedenen Farben, Formen und Größen.

Ich ging an meinen Platz. Dieser befand sich ganz hinten in der letzten Reihe. Alle saßen schon auf ihren Plätzen, als die Tür ein weiteres Mal aufging und Frau Utmann den Raum betrat. Das freute mich, denn Frau Utmann war eine coole Lehrerin.

Die Schulstunden vergingen relativ schnell. Schon war die Pause da. Ich wollte mich wie gewöhnlich in eine Ecke verziehen, wo ich normalerweise ein wenig las oder für die Schule lernte. Doch heute kam es ganz anders.

Als ich denn Pausenhof betrat, entdeckte ich wieder den Unbekannten. Er hatte immer noch diese viel zu warmen Klamotten an und unterhielt sich mit einem Mädchen aus der Unterstufe. Sie sah ängstlich und erschrocken aus. Der Unbekannte holte gerade eine merkwürdige Glasflasche aus einer seiner Manteltaschen.

Kurz spielte ich mit dem Gedanken, eine Lehrerin zu rufen, doch dann lief ich stattdessen geradewegs auf den Unbekannten und das Mädchen zu.

„Es wird nicht weh tun“, höhnte der Mann und öffnete den Verschluss der Glasflasche.

„Nein, bitte nicht!“ flehte das Mädchen.

Der Mann richtete die leere Glasflasche auf sie, murmelte etwas, stöpselte die Flasche wieder zu und steckte sie in seinen Mantel. Er lachte auf. „Mal wieder fast zu einfach!“

Was sollte das denn bedeuten?

Mein Blick fiel auf das Mädchen. Ihre Augen waren schreckgeweitet, und ihre Haut sah auf einmal bleich und farblos aus. Sie schnappte verzweifelt nach Luft, dann kippte sie einfach um.

Ehe ich reagieren konnte, rannte eine Lehrerin auf sie zu. Als der Unbekannte sie sah, machte er sich aus dem Staub. Er rannte in Richtung Süden. Dort befand sich eigentlich nichts bis auf ein paar hübscher alter Häuser.

Ich entschied mich, ihm zu folgen.

Er lief mit großen Schritten. Er hatte ein Ziel, das merkte ich sofort. Mit gebührendem Abstand folgte ich dem Mann bis zum Beginn des Waldes. Dort blieb ich verunsichert stehen.

Wollte er sich im Wald verstecken?

Langsam und zögerlich folgte ich ihm. Im Wald wuchsen unzählige Blumen und Sträucher, überall kroch oder krabbelte etwas. Es roch angenehm nach Erde sowie frischen Kräutern.

Trotzdem fühlte ich mich unbehaglich. Jeder Schritt, den ich machte, war lautlos, der feuchte Boden federte meine Schritte ab.

Erst am Grenzzaun blieb der Mann stehen.

Ich versteckte mich hinter einem dicken Baumstamm. Während ich den Mann beobachtete, hörte ich leises Flügelschlagen. Rasch hob ich den Kopf und sah am Baumstamm hinauf zur Baumkrone.

Dort saß die Eule.

Der Unbekannte zog die Flasche hervor und betrachtete sie. „So – wieder ein neuer Name“, murmelte er und schien sich sichtlich zu freuen.

Er zog einen Stift aus der linken Hosentasche. Damit beschriftete er die Glasflasche. JOSEFINE stand dort nun schön in säuberlicher Handschrift.

Überrascht und schockiert sog ich scharf die Luft ein, während ich den Mann anstarrte.

Das konnte doch nicht wahr sein!

„Der Schattenmann“, murmelte ich.

Unvermittelt hob er den Kopf und starrte mich an.

„Du schon wieder!“

„Sie ... Sie haben ... haben den Namen gestohlen“, stotterte ich.

„Natürlich. Gestatten: Mr. Knorks. Das ist mein Beruf.“

Belustigt musterte er mich. Dann zog er eine weitere Glasflasche aus seiner Manteltasche.

Ich konnte mich vor Angst nicht rühren. Ich spürte, wie mir das Blut in den Adern gefror.

Vermutlich spürte er das ebenfalls.

Grinsend öffnete er den Deckel.

Jetzt bekam ich es richtig mit der Angst.

Was hatte er vor?

Ganz plötzlich traf mich die Erkenntnis, dass er mir gar nichts anhaben konnte. Ich hatte schließlich keinen Namen, den er rauben konnte.

Schlagartig hatte ich keine Angst mehr.

Er zögerte, sichtlich verunsichert. Dennoch richtete er die leere Glasflasche auf mich und murmelte etwas Unverständliches.

Aus der Nähe konnte ich erkennen, dass aus der Flasche ein Leuchten drang. Es waberte auf mich zu ... und prallte ab.

Überrascht schaute mich der Schattenmann an. Er schien verblüfft und keineswegs begeistert. Ruckartig wandte er sich ab, als wollte er sich aus dem Staub machen.

Hat er etwa Angst vor mir?, fragte ich mich.

Eine Sache wollte ich ihn jedoch noch fragen, etwas, das mir schon die ganze Zeit auf der Seele lag ... Doch bevor ich ihm meine Frage an den Kopf werfen konnte, rannte er davon. Mit einem gekonnten Sprung hüpfte er über den Grenzzaun, und lief tiefer in den dahinterliegenden Wald hinein. Die Eule, deren Anwesenheit ich gar nicht mehr bemerkt hatte, flog ebenfalls in Richtung Wald davon.

Kapitel 3 – Nächtlicher Besuch

Nach diesem aufregenden Erlebnis rannte ich zurück zur Schule. Der Unterricht war längst vorbei, also holte ich meine Schultasche und machte mich schnellen Schrittes auf den Heimweg.

Frau Loyka war noch auf der Arbeit. Sie war als Köchin in einem kleinen Restaurant tätig. Dort arbeitete sie den ganzen Vormittag und manchmal auch Abends.

Ich begab mich über die Wendeltreppe hinauf in mein Zimmer, wo ich meine Hausaufgaben erledigte. Da ich anschließend nichts anderes zu tun hatte schlurfte ich zu meinem Bücherregal und griff nach *Alice im Wunderland*.

„Hallo, Mäuschen! Ich bin zu Hause“, ertönte da die vertraute Stimme von Frau Loyka.

Ich legte das Buch zurück. „Guten Tag, Frau Loyka!“

„Möchtest du runterkommen und etwas essen? Ich habe Spaghetti Carbonara von der Arbeit mitgebracht.“

„Gerne!“ Eilig lief ich die Treppen hinunter – sechzehn Stufen, ich hatte sie schon unendlich oft gezählt. Am Ende der Treppe hingen zwei Jacken am Garderobenständer. Ich vermutete Besuch.

Und ich lag richtig.

In der Küche, auf dem gepolsterten Gästestuhl, saß Frau Krämer, eine alte Bekannte von Frau Loyka. Sie war etwas älter als diese, hatte helles, fast weißes Haar und zog sich an wie eine Großmutter aus dem siebzehnten Jahrhundert. Ich mochte sie nicht besonders, sie war immer so neugierig. Außerdem roch sie eigenartig, vermutlich nach Mottenkugeln oder etwas Ähnlichem.

Die Frauen unterhielten sich bei einer dampfenden Tasse Kaffee. Auf meinem Platz stand eine Tasse mit Pfefferminztee. Es war nicht meine Lieblingsorte, dennoch trank ich ihn gerne. Die Spaghetti waren lauwarm, also genau richtig.

Nach dem Ereignis im Wald hatte ich einen Riesen Hunger. Trotz des Besuchs und meiner guten Tischmanieren schlang ich meine Portion herunter. Ich verlangte sogar einen Nachschlag, was Frau Loyka mit einem strengen Blick quittierte.

Frau Krämer fand das Ganze wohl höchst belustigend. Sie verzog das Gesicht zu einem Lachen und konnte sich kaum noch beherrschen.

„Sie hat einen überaus großzügigen Appetit.“

„In der Tat – man könnte meinen, sie hätte heute noch nicht zu essen gehabt“, erwiderte Frau Loyka. Sie versuchte, witzig zu sein, was ihr aber nicht so recht gelang.

„Wenn ihr mich nun entschuldigen würdet? Ich habe noch Schulaufgaben zu erledigen.“, log ich, um verschwinden zu können.

„Was für ein Fleißiges Mädchen du bist, Kindchen“, erwiderte Frau Krämer.

Ich nickte. Was sonst sollte ich darauf erwidern?

Frau Loyka gab mir die Erlaubnis zu verschwinden.

Den ganzen Nachmittag bis in den Abend verbrachte ich mit *Alice im Wunderland*. Auch nach dem Abendessen war ich noch so vertieft in das Buch, das ich einen riesigen Schreck bekam, als etwas gegen meine Fensterscheibe klopfte.

„Mist!“ Vor Schreck war mir das Buch aus der Hand gefallen. Nun lag es zusammengeklappt auf dem Boden. „Und ich hab kein Lesezeichen reingetan ...“

Das Fenster war fast vergessen, weswegen ich nochmals zusammenzuckte, als es ein weiteres Mal gegen mein Fenster pochte. Überrascht ließ ich das Buch, das ich gerade vom Boden aufgehoben hatte, erneut fallen.

Draußen auf dem Fenstersims saß die kleine runde Eule und schaute mich unschuldig an. Mit ihren regenbogenfarbenen schimmernden Augen blinzelte sie mich an, wie eine Aufforderung.

Ich legte den Kopf schief, während ich mich dem Fenster näherte. Ganz vorsichtig öffnete ich den linken Flügel, um die Eule nicht zu erschrecken, und machte dann einen Schritt zur Seite.

Wie selbstverständlich hopste die Eule ins Zimmer und flog auf meinen Schreibtisch.

„Na so was“, murmelte ich perplex und glotzte die Eule an.

Die Eule sah mich ebenfalls an. Dann ...

„Du bist aber nicht sehr gastfreundlich! Möchtest du mir nichts zu trinken anbieten?“

Schockiert starrte ich die Eule an. „W–Was?“

„Du hast mich schon verstanden“, meinte die Eule.

Ich wusste nicht, was ich sagen sollte. „Seit wann könne Eulen sprechen?“, brachte ich hervor.

„Unverschämtheit!“, beklagte sich die Eule. „Ich bin keine Eule! Ich bin eine Flurky. Mein Name ist Wobbsy. Und etwas zu trinken habe ich immer noch nichts bekommen!“

Unfähig zu sprechen starrte ich das Wesen an.

„Ich würde dich ja fragen, wie du heißt – wenn ich es nicht besser wüsste. Jetzt steh doch nicht da wie angewurzelt! Wir müssen los!“

„Los?“ Erst jetzt bekam ich den Mund auf. „Wohin denn?“

„Weniger reden, mehr packen!“, fuhr mich Wobbsy an.

Da ich nicht wusste, wohin es hin ging oder was ich brauchen würde, packte ich ein paar warme Klamotten in einen Rucksack, außerdem Zahnputzzeug und ein Buch. Doch anscheinend hatte ich wieder was verkehrt gemacht, denn Wobbsy flog auf meine Schulter und motzte los:

„Grundgütiger! Wohin willst du denn mit den dicken Klamotten? Also, um das mal klarzustellen: Wir gehen in die Schattenwelt, nicht an den Nordpol!“

Ich hielt inne. „Sagtest du ... Schattenwelt?“

„Ja, das sagte ich. Bist du taub? Oder hast du was mit den Ohren?“

„Nein, natürlich nicht. Aber was sollen wir dort? Und wie kommen wir überhaupt dorthin?“ Ich hatte so viele Fragen, für mich ergab das alles keinen Sinn. Warum sprach die Eule erst heute zu mir, und was hatte sie mit dem Schattenmann zu tun, mit dem ich sie gesehen hatte?

„Wie willst du sonst deinen Namen zurückbekommen? Das geht nur, wenn wir nach Hause gehen. Sag nicht, dass du dich nicht mal mehr daran erinnerst?“

„Nach Hause? Wir sind doch schon bei mir zu Hause ...“ Ich war verwirrt. Das Ganze passte einfach nicht zusammen. Wie ein Puzzleteil in einem falschen Bild.

„Ach herrje“, murmelte die Eule und schaute mich mitleidig an. „Mein Zuhause, dein Zuhause ... wo ist der Unterschied?“

Noch immer verstand ich nur Bahnhof, dennoch ging ich mit der Eule mit. Keine Ahnung warum, aber sie hatte etwas Vertrautes an sich. Ich wurde das Gefühl nicht los, dass ich mitmitmusste, das sagte mir mein Bauchgefühl.

So liefen wir in völliger Dunkelheit durch das Dorf. Beziehungsweise: Ich lief, Wobbsy flog voraus.

Ich sah kaum die Hand vor Augen. Alles war stockfinster, fast rabenschwarz. Ein kalter Wind wehte und ließ mir die Zähne klappern.

„Wir sind bald da“, ließ mich Wobbsy wissen.

Während ich über den matschigen Ackerboden lief, klärte Wobbsy mich über die Schattenwelt auf: „Der Wald gehört noch zur Schattenwelt, und doch ist er kein wirklicher Teil von ihr. Durch ein Portal zwischen zwei großen Bäumen gelangen wir in das Schattenreich.“

„Und wer lebt dort?“, unterbrach ich Wobbsy.

„Lässt du mich wohl ausreden? Frechheit! Dort leben einige wenige Schattenmenschen, unter anderem der Schattenmann. Außerdem die Baumgeister, auch Dryaden genannt.“

Ich erschauerte.

Das wird ein Spaß, dachte ich sarkastisch, ehe ich Wobbsy wieder meine Aufmerksamkeit schenkte.

„Außerdem leben dort einköpfige Hydras sowie Stypsen und natürlich Flurkys.“

Abermals unterbrach ich Wobbsy: „Und was warst du noch mal?“

„Unverschämte Unverschämtheit!“, beklagte sich Wobbsy. „Ich bin ein Prachtexemplar meiner Art, nicht alle Flurkys, denen du begegnen wirst, sind so nett und hübsch wie ich.“

Den restlichen Weg durfte ich mir anhören, wie außergewöhnlich und wundervoll Wobbsy sei. Ich verdrehte die Augen.

Schließlich landete Wobbsy auf einem niedrigen Baum und verkündete: „Wir sind da!“

Na endlich, langsam erriere ich hier draußen!, dachte ich.

Da sah ich das Portal, mir klappte die Kinnlade herunter. Mit großen Auge betrachtete ich die beiden gigantischen Bäume voller Verzierungen und Inschriften, die zu beiden Seiten davon emporragten.

Wobbsy berichtete mir, dass das Portal so alt sei wie die Zeit selbst.

Staunend lief ich über den feuchten, moosbedeckten Boden auf das Portal zu.

Es war nicht halb so groß wie die Bäume, man konnte es fast übersehen, wenn man nicht gezielt danach suchte. Das Portal war wunderschön, cremefarben, mit goldenen Verzierungen.

„Wow“, hauchte ich.

„Nun denn, ich weiß ja nicht, wie lange du noch hier verweilen möchtest, aber ich gedenke, nach Hause zu gehen.“

„Äh, natürlich“, stammelte ich und stellte mich nach Wobbsys Anweisung vor das Tor. Wie von Zauberhand zog sich ein bunter Schleier über das Portal, und es erwachte zum Leben. Es schimmerte in einem hellen Grün.

Vor lauter Staunen bemerkte ich erst gar nicht, dass Wobbsy bereits hindurchgeflogen war. Eilig folgte ich ihr durch das Portal.

Kapitel 4 – Auf der anderen Seite

„Wow!“ Staunend sah ich mich um.

Alles war übersät mit kleinen leuchtenden Glühwürmchen. Die Bäume ringsum sahen ganz anders aus als die, die ich noch vor ein paar Sekunden gesehen hatte. Sie waren größer, kräftiger und erstrahlten in einem geheimnisvollen Leuchten. Selbst das Gras unter meinen Füßen hatte einen mystischen Glanz, was allem eine unheimliche, zugleich faszinierende Note verlieh.

Ich konnte mich nicht sattsehen an den Pflanzen um mich herum. Es gab viele verschiedene Sträucher, Blumen und Früchte, die ich noch nie zuvor gesehen hatte. Auch die Temperatur war hier ganz anders. Es schien keine Sonne, dennoch wärmte mir etwas den Nacken.

Ich merkte, dass ich Hunger hatte. Suchend sah ich mich um, dann ging ich auf einen der fruchttragenden Büsche zu. Als ich mir gerade eine stachelige, violett glänzende Frucht pflücken wollte, schrie Wobbsy los: „HALT! Bist du vollkommen verrückt geworden? Du kannst doch nicht einfach Früchte essen, von denen du nicht weißt, was sie bewirken!“

Erschrocken schaute ich Wobbsy an. „Das ... das wusste ich nicht.“ Ich ließ die Hand sinken.

„Wenn du etwas essen möchtest, iss das hier.“ Wobbsy streckte mir mit einer Klaue einen grauen Apfel vor die Nase. Ich nahm ihn und drehte und wendete ihn.

Igitt, das esse ich bestimmt nicht! Sieht aus, als wäre der Apfel vergammelt, schoss es mir durch den Kopf.

„Das ist eine Lepa, schmeckt ein bisschen so wie eure Mango“, erklärte Wobbsy, als sie meinen Gesichtsausdruck bemerkte.

Ich nickte und biss vorsichtig hinein. Während ich kaute und schluckte, begann meine Schläfe leicht zu pochen. Ich hatte das Gefühl, als würde ich denn Geschmack bereits kennen. Vermutlich, weil Lepa wirklich wie eine Mango schmeckte, nur etwas süßer und fruchtiger.

Ein paar der leckeren süßlich duftenden Früchte packte ich in meinen Rucksack. „Und nun, Wobbsy? Wo müssen wir hin?“ Ich sah mich um, der Mut verließ mich wie ein Schatten bei Sonnenaufgang.

Wieso bin ich nur mitgegangen?

„Wir suchen jetzt das Haus vom Schattenmann und berichtigen ihn. Dann wird er dir deinen Namen zurückgeben.“

Wobbsy klang sehr überzeugt, doch ich konnte ihr nicht so recht glauben. Wieso sollte er mir meinen Namen einfach so wiedergeben? Doch ich fragte nicht nach. Denn wenn Wobbsy erst wieder anfang zu meckern, würde sie so schnell nicht mehr damit aufhören. Das erinnerte mich an Frau Loyka.

Frau Loyka., die hatte ich ganz vergessen! Sie war bestimmt schon ganz krank vor Sorge. Doch komischerweise vermisste ich sie nicht.

„Nun denn, möchtest du noch weiter hier herumstehen, oder suchen wir jetzt Mr. Knorks?“

Irritiert schaute ich zu Wobbsy, die bereits ein paar Meter vorausgeflogen war.

„Mr. Knorks? Wer ist das denn, ich dachte wir suchen den Schattenmann.“

Verdutzt stoppte sie. „Natürlich. Mr. Knorks, Schattenmann – wo ist der Unterschied?“

Warum glaubt sie immer, dass ich schon alles weiß, von dem sie erzählt?, wunderte ich mich.

Wir gingen los, mitten durch den Wald. Manchmal sahen die glühenden Bäume so unheimlich aus, dass ich Gänsehaut bekam. Ich entdeckte auch ein paar Blumen in Rot, Gelb und Blau, alles stechende Neonfarben. Sie sahen zu schön aus, als dass sie gut sein könnten, irgendwie giftig. Ich fragte Wobbsy danach.

„Ach, die“, antwortete sie. „Wenn du die Dinger mit den richtigen Sachen mischst, sind sie extrem giftig. Die Roten könnten dich sogar umbringen.“

Ich machte einen Bogen um die Blumen.

Bald bemerkte ich, dass sich der Wald mehr und mehr auseinander dehnte. Wo vor ein paar Minuten noch Bäume eng aneinander gestanden hatten, befanden sich immer größere Lücken.

Wir kamen auf eine Lichtung. Nicht weit entfernt hörte ich ein Plätschern, vermutlich ein Bach. Dann hörte ich noch etwas Anderes, laut und summend.

„Das ist nicht gut, das ist ganz und gar nicht gut“, murmelte Wobbsy.

Beunruhigt sah ich sie an.

„Hörst du das?“, fragte sie mich. Dann schaute sie in die Richtung, aus der das Summen kam. Es schwoll von Minute zu Minute an.

Nun hatte ich Angst. „Sind das Baumgeister?“

„Nein, so hören sich keine Baumgeister an. Baumgeister sind gute Geschöpfe. Das was sind Stylpen.“

Stylpen, davon hat sie schon einmal erzählt!

„Komm hier rüber!“ Wobbsy rief mich hinter einen dicken Baumstumpf.

Das Geräusch wurde immer lauter, bis ich mir die Ohren zuhalten musste.

„Ein ganzer Schwarm“, wisperte die Eule.

Auf einmal waren sie da, mindestens zwanzig. Sie sahen aus wie mutierte Schnaken. Mutiert, weil sie gut einen halben Meter groß waren. Sie waren ausgestattet mit riesigen Rüsseln und großen, feuerroten Augen. Blitzschnell sausten sie an uns vorbei.

Über das dunkelgrüne Grass, wenige Meter von uns entfernt, hoppelte ein Hase. Er hatte weißes Fell und eine rosa Stupsnase.

Auch die Stylpen bemerkten den Hasen. Eine flog hin. Der Hase stellte mit schockgeweiteten Augen die Ohren auf, dann hoppelte er hastig davon. Die Stylpe fand das nicht lustig und verfolgte ihn.

Am liebsten wäre ich hinterher, um ihm zu helfen, doch als ich mich regte, pickte Wobbsy mir auf die Finger. „Untersteh dich“, wisperte sie.

Ich musste mit ansehen, wie der Hase all seine Tricks versuchte,

und wilde Haken schlug. Doch das Monstrum holte ihn ein. Es nutzte seinen Rüssel wie einen Staubsauger. Ehe der Hase etwas tun konnte, wurde er aufgesaugt und verschwand im Magen des Ungetüms. Es dauerte nur wenige Sekunden, dann spuckte der Rüssel etwas in hohem Bogen aus. Entsetzt sah ich, dass es die leere Hülle des Hasen war!

Stunden später zitterte ich immer noch, obwohl unsere Begegnung mit den Stylpen schon weit zurücklag. Der Wald war wieder dichter geworden, die Bäume kleiner. Das Gehen auf dem erdigen Boden wurde immer anstrengender. Wobbsy flog schon seit einer Weile nicht mehr, sie saß auf meiner Schulter. Auch für sie war es allmählich anstrengend geworden, vor allem, weil es hell wurde, denn Wobbsy war nachtaktive.

Mittlerweile meckerte sie ständig über Mr. Knorks, den Schattenmann. „Warum hat der Alte seine Hütte nur so weit vom Portal aufgestellt, wenn er dort doch ständig ein und aus geht?“

Das war wieder eine Gelegenheit für mich, mehr über die Schattenwelt und den Mann herauszufinden. „Ist der Schattenmann denn der Einzige, der das Tor benutzt?“

„Nein, wir Furkys gehen auch des öfteren auf die andere Seite. Auch die Dryaden gehen ab und zu hinaus. Die anderen Schattenmenschen verabscheuen die Normalos zu sehr, als dass sie sich in ihre Welt wagen würden.“

Interessiert sah ich Wobbsy an. „Ihr nennt uns Normalos?“

„Euch? Ach so ... äh“, stammelte Wobbsy. „Ah! Sieh nur: Da ist es das Haus des Alten.“

Misstrauisch beäugte ich die hölzerne Hütte, die vor uns lag. Sie war ziemlich groß und sah keineswegs alt aus. Es gab drei kleine und zwei größere Fenster mit grün gestrichenen Rahmen.

Wir liefen um das Haus herum, bis wir eine Tür sahen, ebenfalls grün gestrichen. Auch ein kleiner Garten war vorhanden. Hinter einem alten Zaun, der schon bessere Tage gesehen hatte, wuchsen ein paar kurios aussehende Früchte. Auch die roten Blumen entdeckte ich zu meinem Entsetzen in einem Beet.

Wobbsy beachtete das alles nicht. Sie flog zu dem kleinen Fenster neben der Tür und pickte gegen die Schreibe.

Zögernd trat ich vor die Tür und musterte sie, als würde sie mich jede Sekunde auffressen. Da flog meine gefiederte Freundin zurück auf meine Schulter. Kaum eine Sekunde später hörte man von drinnen das Quietschen alter Holzdielen.

Mir wurde abwechselnd warm und kalt, ich begann zu schwitzen.

Oh Gott, das war eine schlechte Idee!

Aber jetzt war es zu spät, um umzukehren.

Die Schritte kamen näher und näher und stoppten jenseits der Tür. Nun stand der Schattenmann direkt vor mir, nur ein Holzbrett trennte uns noch.

Ich bekam es nun endgültig mit der Angst. Ich spürte, wie sie meinen Rücken entlang nach oben kroch und in meinem Nacken für Gensehaut sorgte. Instinktiv schaute ich hinauf in den Himmel, wo die Sonne langsam unterging und das Abendrot das Wolkenzelt schmückte.

Sehe ich das zum letzten Mal?

Für mich war überdeutlich, dass das hier für mich tödlich enden konnte. Dennoch würde ich es durchziehen. Schließlich war es schon lange zu spät.

Kapitel 5 – Besuch beim Schattenmann

Auf einmal ging die Tür auf, und ein lächelnder Schattenmann trat hinaus.

Ich erkannte Überraschung und Freude, als er Wobbsy erblickte. Doch als sein Blick auf mich fiel, verkrampfte er sich. Von einem Moment auf den anderen war von dem freundlichen Mann, der die Tür geöffnet hatte, nichts mehr zu sehen. Sein Blick zeigte nun Hass, Abneigung und ... Angst?

„Was willst du hier, Menschenkind?“

„I–Ich, äh ... Ich möchte ...“ Ich biss mir auf die Unterlippe.

Na super – nun bekommst du keinen gescheiten Satz heraus. Herzlichen Glückwunsch!

Zum Glück kam mir Wobbsy zu Hilfe. „Hallo, Knorks! Schön, dich zu sehen. Wir sind hier, weil du ihr versehentlich den Namen gestohlen hast.“

Der alte Mann beäugte mich kritisch.

„Bist du verrückt geworden? Ich gebe niemandem seinen Namen zurück, nur weil du das mal eben willst“, antwortete er barsch. „Auch, wenn sie seltsamerweise noch am Leben ist ...“

„Ja, denn sie...“, begann Wobbsy, doch der Schattenmann unterbrach sie zornig.

„Die Sache ist schon ewig her, noch dazu ist sie ein Menschenkind!“ Jedes Wort unterstrich er mit wild umher fuchtelnden Händen und einem bösen Unterton in der Stimme. „Wie kannst du dieses Kind hierher bringen, in die Welt der Schatten? Vor meine Haustür?“ Er warf mir einen bitterbösen Blick zu.

Wenn Blicke töten könnten...

Nun riss mir der Geduldsfaden, meine Furcht war schon vor einer Weile verfliegen. Wo vorher Angst gewesen war, hatte sich nun eine neue Emotion ausgebreitet: Wut. Heiß fraß sie sich durch meine Adern, und ich ließ sie heraus. „Warum verurteilen Sie mich? Ich habe Ihnen nichts getan, Sie Mistkerl. Ich finde es abgrundtief mies, dass Sie so ein Problem mit mir und meinesgleichen haben!“

So, jetzt war es draußen.

Wobbsy schaute mich fassungslos, zugleich aber auch ein wenig stolz von der Seite an. Der Schattenmann hingegen schaute alles andere als freundlich. „Nun – *deinesgleichen*“, er spuckte das Wort förmlich aus, „hat meine gesamte Familie verbrannt, sowie viele andere arme Geschöpfe des Waldes und dieser Welt. Und warum? Weil wir anders waren, anders sind!“ Nun war auch seine Wut nicht mehr zu kontrollieren. Ich spürte es – in jedem seiner Worte lag so viel Hass.

Doch plötzlich hielt er inne, schaute mich genauer an, musterte mich von oben bis unten. Dann murmelte er: „Irgendwie kommst du mir noch auf sonderbare Weise bekannt vor ...“

„Das ist, was ich schon die ganze Zeit zu erklären versuche“, rief Wobbsy. „Weißt du noch, wie sie hieß?“

Von seiner Wut war schlagartig nichts mehr zu sehen. Er schien auf einmal nervös und aufgeregt zugleich. „Kann das wirklich sein? Hast du Timothy schon von deiner Vermutung erzählt?“

Wobbsy schaute ihn empört an. „Was glaubst du, wie schnell wir sind? Wir können schließlich nicht beide fliegen.“ Sie schien sich langsam in Rage zu reden, weshalb ich die beiden unterbrach. „Wer ist dieser Timothy?“

Die beiden richteten den Blick auf mich, nachdem sie sich kurz besorgt angesehen hatten.

„Er ist ein Bader.“, antwortet der Schattenmann.

„Er heilt die Schattenmenschen und andere magische Wesen mit seinen Kräutern und Mixturen“, ergänzte Wobbsy. „Er hat ein großes Herz und kann selten Nein sagen. Er ist ein guter Freund von Knorks und wohnt nicht weit von hier.“

Mr. Knorks trat einen Schritt zur Seite und deutete mit der Hand ins Innere seiner Hütte. Wobbsy flog wie selbstverständlich hinein, die beiden waren alte Bekannte, wie mir nun klar war. Aber ich blieb stocksteif vor der Tür stehen und musterte den Mann noch einmal von oben bis unten. In seinem Gesicht war nun keine Spur von Wut oder Hass mehr. Ich konnte nicht verstehen, wie man so schnell seine Stimmung wechseln konnte.

Vielleicht hat der Alte Stimmungsschwankungen?

Wieder fragte ich mich, ob ich Wobbsy überhaupt trauen konnte, geschweige denn dem Alten. Doch meine Füße schienen keine Bedenken zu haben, sie liefen einfach über die Schwelle. Als würden sie nicht gerade mitten in das Haus des Mannes tragen, der meinen Namen gestohlen hatte.

Stauend sah ich mich im Innern um. Das Haus war viel größer als es von außen schien. Alle Möbel waren aus dunklem Holz gefertigt. Es roch angenehm nach Kräutern. Eigentlich sah das Haus nicht anders aus als viele Häuser, in denen ich selbst schon gewesen war – in unserer Welt, versteht sich. Nur eines war anders. Unzählige kleine Glasfläschchen stapelten sich in Regalen, die die Wände vom Boden bis zur Decke bedeckten.

Wie in einer Bibliothek, nur mit Glasflaschen!

Der Alte führte mich zu Wobbsy, die ein Zimmer weiter auf einer Stuhllehne thronte. Es war das Wohnzimmer, ebenfalls ausgestattet mit Regalen bis zur Decke. Nur befanden sich in diesen Regalen zwischen den Flaschen auch Bücher.

Der Alte unterhielt sich mit Wobbsy, während er am anderen Ende des Raumes in den Regalen nach einer Flasche suchte.

Sucht er nach meinem Namen? Bekomme ich ihn wirklich zurück?

Vor Nervosität bekam ich ganz kribbelige Fingerspitzen. Um die beiden nicht die ganze Zeit anzustarren, schaute ich mich um. Mein Blick blieb auf einer Flasche vor mir im Regal hängen. Josefina stand dort in der schönen Handschrift des Schattenmannes auf einer Flasche.

Sofort musste ich an das arme Mädchen denken. Richtig gekannt hatte ich sie nicht, nur manchmal hatte sie den anderen geholfen, mich zu ärgern.

Ich schaute zu den anderen Fläschchen. Ich sah weitere Namen: VIVIENNE, MAREN, SAMANTHA, TORBEN ...

So viele Namen – und so viele Menschen, die deswegen sterben mussten, dachte ich.

Unwillkürlich wanderten meine Augen zu zwei besonders schönen Namen, KAMIL und NIKLAS.

Das sind hübsche Namen!

Die Stimme des Alten riss mich aus meinen Gedanken: „Da! Wusste ich doch, dass sie hier war“, sagte er und streckte eine Flasche in die Luft.

„Na wunderbar! Worauf wartest du noch?“ An Wobbsys Stimme erkannte ich, dass sie aufgeregt war.

Der Alte machte ein neugieriges Gesicht, während er das Fläschchen in seiner Hand betrachtete.

„Wie heiße ich?“, fragte ich aufgeregt und konnte kaum stillstehen.

Der Schattenmann sah mich belustigt an. „Ich habe keine Ahnung.“

Aufregung und Glück, die ich noch vor ein paar Sekunden verspürt hatte, zerplatzten wie Seifenblasen.

„Was soll das heißen – du weißt es nicht? Gerade hast du noch behauptet, du hättest das richtige Fläschchen gefunden. Also musst du doch nur lesen, was dort steht!“ Man merkte mir an, wie aufgebracht ich war. Wobbsy musterte mich sorgenvoll.

Der Alte jedoch war die Ruhe selbst. „Da du hier bist und es streng genommen nicht dein Name ist, solange du ihn nicht trägst, kann ich ihn nicht lesen. Dennoch kann ich spüren, dass er ein Teil von dir ist.“

Hä? Nun verstand ich gar nichts mehr.

„Schau mich nicht so an, Kleine. Es ist nicht meine Regel.“ Der alte hielt mir die Flasche hin. Der Nebel in jeder der anderen Flaschen hatte eine eigene Farbe gehabt. Meine Flasche hatte einen rosaroten Nebel im Innern.

Mein Blick heftete sich auf die Glasflasche, ich konnte den Blick nicht davon abwenden. Meine Hände wurden feucht.

Diese Flasche war das, was ich mir immer gewünscht hatte. Sie war ein Versprechen. Doch konnte sie ihr Versprechen halten?

Mit zittrigen Fingern griff ich nach dem Fläschchen. Noch ein letztes Mal betrachtete ich den Nebel im Innern. Dann zog ich den Deckel ab.

Der rosarote Nebel trat aus der Glasflasche aus und hüllte mich ein. Er roch süßlich, nach Rosen. Als er mich vollständig eingehüllt hatte, spürte ich ein angenehmes Kribbeln, das sich in meinem gesamten Körper ausbreitete. Es fühlte sich an, als ob pure Energie durch meinen Körper floss.

Und dann war alles vorbei. Der Nebel löste sich auf, und zurück blieb nichts als aufgeregte Gesichter, die mich anstarrten.

Als ich schon dachte, dass nichts mehr passieren würde, nahm ich plötzlich etwas wahr. Etwas schlich sich in mein Herz, machte sich in meinem Inneren breit.

Carolina.

Ich empfand nichts als pure Freude. Ich hieß Carolina!

„Na sieh mal einer an! So hatte Flurky also tatsächlich recht – du bist es wirklich!“, meinte der Schattenmann mit einem zufriedenen Lächeln.

„Nun wird es aber Zeit, etwas zu tun, das längst überfällig ist“, sagte Wobbsy und strahlte erst mich, dann den Schattenmann an.

„Und was?“, fragte ich

Die beiden schauten sich an. „Soll ich oder willst du?“, fragte der Alte Wobbsy.

„Ich weiß, wer deine leiblichen Eltern sind“, erklärte Wobbsy.

Ich verspürte einen fast schmerzhaften Stich im Herzen. „Wo sind sie? Kannst du mich zu ihnen bringen?“ Ich wurde ganz hibbelig. Sie kannten meine Eltern!

„Nun ja, weißt du ... Deine Eltern sind Schattenmenschen“, erwiderte der Alte.

Vielleicht erwarteten die beiden, das ich geschockt sein würde, mich ekelte oder dergleichen. Doch ich sah das Ganze mit einem Mal klar wie Kloßbrühe. Das war DIE Erklärung für alles! Schon von Anfang an hatte ich die Welt, in der ich aufgewachsen war, langweilig und öde gefunden. Im Vergleich dazu war es hier spannend und wild. In dieser Welt fühlte ich mich tausendmal wohler als bei Loyka.

Zu Hause!

Ja, diese Welt war mir in der kurzen Zeit ein Zuhause geworden – *von Neuem* ein Zuhause, denn nach so langer Zeit war ich endlich zurückgekehrt!

Kapitel 6 – Wiedervereinigung

Nach einem langen, aufklärenden Gespräch machten wir uns auf den Weg zu meinem Vater.

Meinem Vater – wow, das hört sich toll an!

Einiges hatten sie mir bereits erzählt. Zum Beispiel, dass er ein bekannter Bader war. Das hieß, er kümmerte sich um kranke Schattenmenschen und magische Wesen wie ein Arzt. Außerdem war er bekannt für seine Zaubertänke, zum Beispiel einen für Unsichtbarkeit oder einen gegen Schattenschnupfen.

Ich war sehr aufgeregt, ihn zu treffen. Doch zunächst mussten wir hinlaufen.

Wir passierten einen matschigen Sumpf und trafen sogar auf einer Lichtung auf drei Baumgeister. Die Dryaden hatten braune Haut, die aussah wie Baumrinde. Ihre grünen blättrigen Haare reichten ihnen bis auf den Rücken. Sie waren sehr freundlich und gesprächig, daher machten wir bei ihnen Rast.

Die Älteste, Talula, erzählte mir Geschichten – Geschichten von den Menschen und von dem Teil des Waldes, der in meiner Welt stand. In meiner alten Welt. Ich lauschte aufmerksam, während Stunde um Stunde verstrich. Lupine erzählte von ihrem letzten Besuch im Schattenwald und dass sie dort beinahe umgekommen war.

Gebannt von den Geschichten der Dryaden, vergaß ich tatsächlich fast unser Ziel.

„Nun komm schon, *Carolina!*“, riss mich Wobbsy aus meinen Gedanken.

Noch immer ganz fasziniert von meinem Namen und dieser wundervollen Welt, ließ ich mich von Knorks hochziehen.

„Ja, ja“, sagt er, „Die Dryaden sind wunderbare Geschichtenerzählerinnen! Doch wenn wir noch länger hier verweilen, ist es zu spät, um deinem Vater heute noch einen Besuch abzustatten.“

Wir hatten es nun nicht mehr weit, nur noch eine halbe Stunde Fußmarsch, dann sah man sein kleines Häuschen am Horizont. Es war ein mittelgroßer Steinklotz mit zwei Etagen und einem flachen Dach. Es hatte große Fenster und eine hölzerne Tür.

Neben dem Haus lag ein halbes Duzend Felder, bepflanzt mit unzähligen Kräutern, Blumen, Früchten und anderen Pflanzen. Die meisten sahen ziemlich exotisch aus. Als wir uns fast dem Haus näherten, konnte ich sie riechen.

An der Tür hing ein hübsches Holzschild. In verschlungener Schrift stand dort:

TIMOTHY

BADER UND HEILPRAKTIKER

Nun hielt ich es nicht mehr aus. Ich klopfte drei mal, so fest ich konnte, gegen die Holztür, sodass diese ächzte. Dann trat ich einen halben Meter zurück und wartete angespannt.

Ich musste nicht lange warten. Die Tür ging auf, und ein Mann mittleren Alters trat auf die Schwelle. Er hatte kurze blonde Haare und ein Gesicht voller Lachfalten.

Obwohl ich mich nicht an ihn erinnern konnte, wusste ich sofort wer da vor mir stand.
Ich hatte Tränen in den Augen, als ich ihn ansah.
„Guten Tag ...“ Ich warf mich in seine Arme. „Papa!“

„Die Seele des Hundes“ von Eva Tomm

Viele Jahre meines Hundelebens verbrachte ich im städtischen Zoo und fühlte mich wie ein wahrer König dieses Territoriums. Aber trotzdem gab es Momente, in denen ich von etwas Größerem träumte, als nur um die gleichen Gehege zu rennen. Man hielt mich nicht an der Kette oder in einem Käfig, ich war so frei wie ein Vogel.

Was meinen Freund, den Wärter Haruki, betrifft ... Oh, dieser Kerl war einfach fantastisch! Jeden Abend brachte er mir Leckerlis und küsste meine Schnauze, als wäre ich ein süßer kleiner Hundewelp. Ich erwiderte seine Zuneigung, wedelte mit dem Schwanz und lief um ihn herum wie ein Kind. Zugegeben, nicht alle meine Nachbarn im Zoo weckten so positive Emotionen in mir. Katzen zum Beispiel blieben für mich immer ein Rätsel. Anscheinend war es uns nicht bestimmt, Freunde zu werden. Aber mit anderen Bewohnern des Zoos kam ich ganz gut aus. Obwohl ich zugeben muss, dass ich mich von den Krokodilen fernhielt, denn ich kenne diese Rasse sehr gut.

So verbrachte ich meine Tage im Tierreich, fröhlich und unbeschwert. Und obwohl es manchmal schien, als würde mein Leben monoton verlaufen, fühlte ich mich trotzdem frei und glücklich.

Die Tage vergingen, und es kamen immer weniger Besucher in den Zoo. Mein Freund, der Zooaufseher, wurde von Tag zu Tag trauriger. Selbst die Ratten, sonst sorglose Geschöpfe, bemerkten die Spannung, die unser Zuhause ergriff. Nur die Affen hatten ihre eigenen Sorgen: den Krieg gegen Flöhe, den sie mit aller Entschlossenheit führten, indem sie sie gegenseitig fingen und fraßen, als wäre das ihr Lebenszweck.

Am rührendsten war, die Giraffen zu beobachten, die normalerweise so stolz und majestätisch waren. Wie sie ihre Hälse immer tiefer senkten, als versuchten sie, sich vor einer unbekanntem Bedrohung zu verstecken! Es war ein echter Alptraum.

Und dann kam der Tag, an dem der Schrecken alle Grenzen überschritt. Mehrere Bomben schlugen direkt in unseren Zoo ein. Ich saß da, gelähmt vor Angst, wusste nicht, wohin ich rennen oder was ich tun sollte. Die Welt um uns herum schien auf uns einzustürzen.

Abends kam mein Freund nicht wie gewohnt zu mir. Ständig liefen Leute herum, aber niemand beachtete mich. Ich saß da, als ob ich festgebunden wäre, und wartete ... Was ich um mich herum sah, ließ mich noch mehr über den Sinn des Lebens nachdenken. Es war besonders bitter, die Tigerin mit ihren Jungen zu sehen, denen es nicht gelungen war, in dieser verrückten, unmenschlichen Situation zu überleben, oder wie man das nennen mag. Wahrscheinlich liegt das Schicksal dieser Welt in den Händen derjenigen, die über uns herrschen, und wir sind nur kleine Spielfiguren in ihrem großen Spiel. Vielleicht irre ich mich aber auch, schließlich bin ich nur ein Hund.

Drei Tage saß ich regungslos da und versuchte herauszufinden, was als Nächstes zu tun war. Haruki kam nie zurück. In mir schmerzte alles vor Unverständnis über das Geschehene. Tiere sind viel freundlicher und weiser als Menschen, dachte ich ... Wir hatten in unserer eigenen Welt gelebt, weit weg von den Kriegsspielen der Menschen, aber jetzt war dieser Alptraum direkt vor unserer Nase. Wie hatte das passieren können? Dank des Willens zum Leben musste ich mich schließlich doch bewegen und dorthin gehen, wo die Augen hinsahen. Hier war ich, außerhalb des Zoos, der einst mein Zuhause gewesen und nun nur noch eine Ruine war. Es schien, als läge die ganze Welt zu meinen Pfoten, wie ich es mir immer vorgestellt hatte, aber in Wirklichkeit hatte ich keinen Ort, wohin ich gehen konnte. Am Ende, hungrig und allein, lief ich trotzdem die zerstörten

Straßen der leblosen Stadt entlang. Die Träume waren verschwunden, und in meinem Herzen blieb nur Leere.

So kam ich zu einem zerstörten Stadion in der Nähe des städtischen Sees. Ich stellte mir vor, dass auf diesem See wahrscheinlich einmal schnatternde Enten herumgeschwommen waren, wie in unserem Zoo. Es war so traurig, die Stadt schien wie ausgestorben zu sein, und ich wollte wieder nach Hause in den Zoo, um zu sehen, ob mein Freund an mich gedacht hatte und gekommen ist, um mich abzuholen.

Und da sah ich ihn – einen Jungen von etwa acht Jahren, der in dem zerstörten Stadion Fußball spielte. Er schien in seine eigenen Gedanken versunken zu sein und bemerkte nicht das Grauen um ihn herum. Ich lief zu ihm und begann zu bellen. Der Junge spielte den Ball in meine Richtung. Und ich schoss zurück.

„Ich wusste nicht, dass Hunde auch Fußball spielen“, sagte der Junge und lachte, als ob er durch mich hindurchsehen könnte.

„Eigentlich spiele ich nicht“, sagte ich in meiner Hundesprache.

Der Junge hob überrascht die Augenbrauen und fragte: „Siehst du mich?“

„Natürlich!“, antwortete ich und wedelte mit dem Schwanz.

„Seltsam“, murmelte der Junge.

„Was ist daran seltsam?“, bellte ich.

„Ich kann einfach nicht mehr zwischen Realität und Unwirklichkeit unterscheiden“, sprach er.

„Aha“, sagte ich, obwohl ich nichts verstanden hatte.

So unterhielten wir uns eine Weile. Ich erfuhr, dass sein Name Austin war. Der Junge sah aus wie ein Engel, und eigentlich wollte er gar nicht mit mir plaudern. Er war mehr darauf konzentriert, mit dem Ball zu spielen. Er warf ihn die ganze Zeit hoch, schoss ihn in das schräge Tor, spielte ihn zu mir ... Ich hing währenddessen nur in seiner Nähe herum.

„Was ist das für ein Name ‚Austin‘?“, versuchte ich, das Gespräch irgendwie am Laufen zu halten.

„Ein Name wie jeder andere“, sagte der Junge. „Jetzt spielt das keine Rolle mehr“, fügte er noch hinzu.

„Wie meinst du das – es spielt keine Rolle?“, fragte ich. Letztendlich beschloss ich, nicht auf Einzelheiten herumzureiten, und schlug stattdessen vor, mit mir in die Stadt außerhalb des Stadions zu kommen, in den Zoo zu gehen, damit wir zusammen Haruki suchen konnten. Denn ich glaubte nicht daran, dass er mich einfach aufgegeben haben sollte. Aber Austin schüttelte den Kopf.

„Warum nicht?“, fragte ich.

„Meine Familie lässt mich nicht gehen“, sagte Austin ruhig.

„Aber sie werden es nicht herausfinden“, bellte ich.

„Ob sie es herausfinden oder nicht, spielt jetzt keine Rolle mehr“, sagte er.

„Du bist so gewissenhaft, und dennoch spielt nichts eine Rolle für dich“, sagte ich.

„Ich habe früher einmal davon geträumt, ein Fußballstar zu werden. Ich habe davon geträumt, das Meer zu sehen und von vielem anderen Dingen ...“

„Also, was ist das Problem, Austin?“, fragte ich und spürte, dass in seinen Worten eine tiefe Traurigkeit verborgen lag.

„Der Krieg hat mich ruiniert“, antwortete er leise, ohne den Ball aus den Händen zu lassen. „Ich kann einfach nicht aufhören, Fußball zu spielen. Es ist, als ob das das Einzige ist, was mir noch geblieben ist.“

Wir standen auf dem Fußballfeld zwischen den Trümmern der Stadt, wie zwei verlorene Seelen, aufgewühlt und von den Ereignissen überwältigt.

„Vielleicht ist es nicht so schlimm, wie es scheint?“, sagte ich, obwohl ich mir meiner Worte selbst nicht sicher war.

„Nein, für mich ist alles sehr schlimm“, murmelte Austin, und seine Stimme klang so traurig, dass ich in seine Seele schauen und dieses schwere Gewicht herausziehen wollte, das ihn nach unten zog.

„Aber das Leben geht weiter, Austin“, versuchte ich, tröstende Worte zu finden. „Auch wenn um uns herum die Hölle losgebrochen ist, heißt das nicht, dass alles verloren ist. Der Krieg wird irgendwann enden ...“

„Vielleicht für dich, aber nicht für mich. Ich muss gehen“, sprach ich.

„Dann komm doch mit mir!“ Wieder fühlte ich Traurigkeit und Hoffnungslosigkeit in seinen Worten.

„Ich kann nicht. Meine Eltern lassen mich nicht gehen. Meine Mutter weint die ganze Zeit.“

Meine Hundeseele litt, als ich diesen Jungen sah, der zwischen Himmel und Erde, zwischen Vergangenheit und Zukunft feststeckte, ohne Möglichkeit, dieser schweren Last zu entkommen.

„Du bist nicht allein, Austin“, sagte ich, um ihn aufzubauen. „Wir können Freunde sein.“

Von diesem Moment an wurden wir Freunde. Jeden Tag ging ich zum Zoo in der Hoffnung, meinen alten Freund Haruki zu sehen, und kehrte dann zu Austin zurück, der auf dem Fußballfeld herumlief und mit dem Ball spielte. Ich erzählte ihm von dem, was ich unterwegs gesehen und gehört hatte, als ich zum Zoo und zurücklief, als wäre es meine Arbeit, obwohl es schien, als interessiere ihn dies kaum.

Und dann eines Tages, als ich vom Zoo zurückkam, sah ich eine Frau, die auch auf dem Fußballplatz war. Sie kniete und weinte, starrte ins Leere, während Austin, der fast nie seinen Ball losließ, sie anflehte aufzustehen. Aber es schien, als gingen seine Schreie ins Leere, die Frau hörte ihn nicht.

Ich ging zu ihr, und meine Pfoten fanden ihre Knie. Zuerst sah sie mich misstrauisch an, dann streckte sie die Hand aus, um mich zu streicheln. Es war die erste Berührung eines Menschen, seit ich Haruki verloren hatte, und sie war ebenso tröstlich wie traurig. Austin, der den Ball festhielt, stand abseits und beobachtete uns. Er bat mich, seiner Mutter zu sagen, dass er sie liebe und sie endlich loslassen solle. Ich bellte in seine Richtung und versuchte, ihm meine Gedanken zu vermitteln, aber ich wusste, dass meine Kraft gegen den Sturm von Emotionen, der dieses Kind ergriffen hatte, machtlos war.

„Du bist so dünn“, flüsterte die Frau und reichte mir Schokolade.

Ich aß sie mit solcher Gier, dass ich sogar vergaß, dass Schokolade für Hunde ungesund ist.

„Ich habe Süßigkeiten auch mal geliebt“, sagte Austin, und seine Stimme klang traurig.

Die Frau kam immer öfter zu dem Platz und brachte mir Essen.

Ich konnte Austin nicht retten, aber vielleicht konnte ich ihm etwas Trost schenken. Er blieb in meiner Erinnerung als ein Junge, der es nicht geschafft hatte, diese schrecklichen Ereignisse zu überleben, der keine Chance bekommen hatte, sich seine Träume zu erfüllen, aber ich hoffte, dass er irgendwann Ruhe finden würde. Auch wenn es dafür eine sehr, sehr lange Zeit brauchen würde.

Ich hatte große Schmerzen wegen der ganzen Trauer und dem Leid. Als ich es nicht mehr aushielt, ging ich.

Nach langer Zeit entschied ich mich, noch einmal zu dem Platz zurückzukehren, wo wir uns getroffen hatten. Doch dort, wo einst das Stadion gestanden hatte, stand nun eine große, schöne Kirche. Ich fragte mich, wo mein Freund Austin sein mochte. Vielleicht war er dort, in der großen Kirche? Doch ich ging nicht hinein, denn ich bin kein gläubiges Geschöpf. Oder vielleicht flog er

gerade in Form einer Wolke an mir vorbei? Viele Fragen waren noch offen, deswegen stand ich lange an diesem Ort. Ich musste die Augen schließen und nachdenken, aber ich konnte keine einzigen klaren Gedanken fassen. Also klammerte ich mich mehrere Stunden lang an die Fetzen verschiedener Eindrücke, wie ein Kätzchen, das seinem Schwanz im Kreis nachjagt.

Mit der Zeit gelang es mir, einiges zu erschnüffeln. Ich brachte in Erfahrung, was mit der netten Frau und meinem Freund Haruki geschehen ist. Aber das ist eine Geschichte für einen anderen Tag.

Lass uns alle zusammen „Nein“ zum Krieg sagen.